

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Mosambik

vom 14. Juli bis 10. Oktober 2004

Was macht der Bürgerkrieg mit den Menschen?

Von Nina Gruntkowski

Mosambik, vom 14. Juli bis 10. Oktober 2004



Inhalt

1. Zur Person	144
2. Begegnungen	144
3. „A luta continua!“	148
4. Die Mosambikaner und ihr Umgang mit der jüngeren Vergangenheit	149
5. Insel der Hoffnung	154
6. Die traditionelle Medizin	160
7. Dona Chika	164
8. Milange: Die Flucht über die Grenze	166
9. Nampula: Das Leben in der Nachbarschaft eines Renamo-Stützpunktes	172
10. Welche Erinnerungen an den Bürgerkrieg bleiben?	178
11. Ausklang	180

1. Zur Person

Nina Gruntkowski, 1975 in Langen/Hessen geboren. Ich habe Geographie und Ethnologie in Frankfurt/Main und Köln studiert. Nach dem Vordiplom habe ich im Rahmen eines Praktikums ein halbes Jahr auf einer Wüstenforschungsstation in Namibia gelebt und mich im Anschluss durch die Arbeit im Sonderforschungsbereich „Kultur- und Landschaftswandel im ariden Afrika“ an der Kölner Universität immer mehr auf das südliche Afrika spezialisiert. Der brasilianische Kampftanz Capoeira machte mich mit der portugiesischen Sprache bekannt, und schon bald entstand der Wunsch, die ehemals portugiesischen Kolonien Afrikas kennen zu lernen. Das Praktikum in der Portugiesischen Redaktion der Afrika-Nahost-Programme der Deutschen Welle und die folgende freie Mitarbeit im Sender stärkte mein Interesse an Mosambik, das ich schließlich durch das Heinz-Kühn-Stipendium kennen lernte.

Als freie Journalistin arbeite ich hauptsächlich an Themen mit Afrika-Bezug für den Hörfunk (Deutsche Welle, Deutschlandfunk) und Print- und Online-Magazine. Über meine eigene journalistische Arbeit hinaus leite ich (Jugend-) Gruppen im „Radiomachen“ an und gestalte Fortbildungen für portugiesischsprachige Journalisten in „Dritte-Welt“-Ländern.

2. Begegnungen

„Du sprichst doch gar kein Französisch!“ Stimmt. Dass die Portugiesen schon vor den Engländern und Franzosen begonnen hatten, den afrikanischen Kontinent zu kolonialisieren, ist hierzulande in Vergessenheit geraten. Die portugiesische Präsenz begann 1507 mit der ersten dauerhaften Ansiedlung auf der Ilha de Moçambique und endete 1974 nach der Nelkenrevolution in Portugal als die afrikanischen Kolonien in die Unabhängigkeit entlassen wurden. Diese lange Zeit hat ihre Spuren hinterlassen: Nach wie vor ist Portugiesisch, neben den vielen afrikanischen Sprachen, wichtigste Verkehrssprache des Landes und Unterrichtssprache in den Schulen. Später in Mosambik stelle ich fest, dass man auch in anderen Ländern nicht allzu viel über das Land an der Ostküste Afrikas zu wissen scheint: In der mosambikanischen Hauptstadt Maputo kommt mir eines Tages auf der Straße ein aufgelöster, mit Rucksack bepackter Japaner entgegen. Vorsichtig spricht er mich auf Englisch an, um erleichtert festzustellen, dass ich ihn verstehe. Dann fragt er mich mit verzweifelterm Gesichtsausdruck, was das denn für eine Sprache sei, die man hier in Mosambik spricht. Als ich ihm erkläre, dass die meisten hier Portugiesisch sprechen, fragt er mich fassungslos ein

weiteres Mal, ob ich mir wirklich sicher sei, dass man hier kein Englisch spricht. Er käme gerade aus Südafrika, wo schließlich jeder Englisch spreche und frage sich, wie es denn sein könne, dass man nur hundert Kilometer weiter nördlich plötzlich in einer anderen Welt lande. Gerade weil sich Mosambiks Geschichte stark von den umgebenden, ehemals britischen oder britisch geprägten Kolonien unterscheidet, war ich neugierig geworden auf das „unbekannte“ Land an der Ostküste Afrikas.

Dann endlich ist es soweit: Ich sitze im Flugzeug und nähere mich der mit einer Million Einwohner für afrikanische Verhältnisse recht kleinen Hauptstadt Maputo. Auf der Fahrt in die Stadt sehe ich sofort, dass ich im südlichen Afrika bin und damit nicht weit entfernt vom mächtigen Nachbarland Südafrika. Nachdem das Taxi an Barackenvierteln und Märkten mit der obligatorischen, knallroten Coca-Cola-Werbung vorbeigesaust ist, taucht ein strahlend weißes, längliches Gebäude mit rotem Dach auf: unverkennbar ein Supermarkt der südafrikanischen Kette „Shoprite“. Hier, wie in den wenigen anderen Supermärkten der Stadt, gehen hauptsächlich südafrikanische Produkte über die Theke. Wie fast schon außerirdisch der riesige, schneeweiße Supermarkt in einem armen Land wie Mosambik wirkt, wird mir erst später richtig bewusst werden. Die nächste Überraschung wartet schon beim kurzen Stopp in der Stadt zum Geldtauschen. Ich lege 350 Euro hin und nach einer halben Ewigkeit erhalte ich zwei dicke Bündel Geldscheine – die Maschine zählt mir vor, dass es sich um 10 Millionen Meticais handelt. Verwirrt stehe ich am Schalter und versuche, die dicken Bündel in meine kleine Tasche zu stopfen, die aus allen Nähten zu platzen droht. Mit dem vielen Geld und einem etwas seltsamen Gefühl geht die Fahrt weiter in die Wohnung auf der Avenida 24 de Julho, wo ich für die ersten Wochen ein Zimmer angemietet habe. Die Wohnung hat einen wundervollen Ausblick über Maputo, doch sollte es noch ein wenig dauern, das herauszufinden, denn der freundliche Wächter übermittelt mir mitleidig dreinblickend die schlechte Nachricht „Der Aufzug ist kaputt und du wohnst im 13. Stock“. Nachdem ich fünf Türschlösser geöffnet, mich von dem sportlichen Einsatz im Treppenhaus erholt und die Stadt etwas von oben beäugt habe, mache ich mich auf, die Stadt zu erkunden.

Zumindest die Innenstadt Maputos wirkt auf den ersten Blick relativ europäisch, doch selbst auf den Hauptgeschäftsstraßen gähnen den Besucher aus Tür- und Fensteröffnungen immer wieder das düstere Innere ehemals prächtiger Häuser im portugiesischen Kolonialstil an. Die zerfallenen Ruinen sind Überbleibsel des sechszehnjährigen Bürgerkrieges, der 1992 mit der Unterzeichnung des Friedensabkommens in Rom sein endgültiges Ende fand. Zwar blieb der Krieg bis zuletzt außerhalb der Städte, doch suchten immer mehr Menschen dort Zuflucht. Gegen Kriegsende flohen viele auch

in die im Süden des Landes gelegene Hauptstadt, die nicht auf einen solchen Ansturm eingerichtet war. Leerstehende Häuser wurden belagert und notdürftige Behausungen auf freien Flächen errichtet; die Infrastruktur brach weitestgehend zusammen. Inzwischen sind Straßen, Kanalisation, Wasser- und Stromversorgung wieder hergestellt. Doch selbst in Maputos Innenstadt stolpert man immer wieder über ungepflasterte Stellen auf den Bürgersteigen oder muss aufpassen, nicht durch tiefe Löcher in die Kanalisation zu fallen. Viele der ehemals provisorisch errichteten Behausungen wurden zur festen Bleibe für Mosambikaner aus anderen Landesteilen, da sie bis heute in ihren ländlichen Heimatregionen keine Möglichkeiten sehen, ein Auskommen zu finden.

In den letzten Jahren konnte Mosambik zwar ein beständiges jährliches Wirtschaftswachstum von rund 10 Prozent verzeichnen, doch beruhen diese positiven Zahlen nach dem langen Bürgerkrieg auf einer äußerst niedrigen Ausgangsbasis und sind im Wesentlichen auf mit ausländischem Kapital finanzierte Großprojekte zurückzuführen, wie etwa auf den Ausbau der Aluminiumschmelze MOZAL und die Erschließung von Erdgasfeldern. Trotz des stetigen Wirtschaftswachstums ist Mosambik noch immer eines der ärmsten Länder der Welt und die Lebensbedingungen eines Großteils der Bevölkerung haben sich kaum verbessert. Über zwei Drittel der Mosambikaner lebt in absoluter Armut und haben weniger als einen Dollar am Tag zur Verfügung. Die zunehmend ungleiche Verteilung des wenigen mosambikanischen Vermögens ist heute kennzeichnend für das Land: In Maputos besseren Stadtteilen werden zahlreiche luxuriöse Villen gebaut, aus deren Toren im Sonnenlicht glitzernde Luxuskarossen rollen. In unmittelbarer Nachbarschaft zu diesen neu entstehenden Stadtteilen leben Menschen in aus allen erdenklichen Materialien zusammengeflückten Hütten. Sie, wie viele andere Städter, haben meist Familienangehörige mit einer kleinen landwirtschaftlichen Fläche – machamba – vor den Toren der Stadt, auf der sie extensiv Obst und Gemüse anbauen. Einen Teil der Ernte schicken sie den Verwandten in der Stadt, die den Einkauf von Lebensmitteln auf dem Markt, geschweige denn im Supermarkt, nicht finanzieren können.

Offiziell leben zwei Drittel der Mosambikaner von der Landwirtschaft, doch ihre Einnahmen machen nicht mal zwanzig Prozent des Bruttosozialprodukts aus. Viele leben fast ausschließlich von dem, was sie auf ihren Feldern anbauen – zum Verkauf bleibt meist nichts übrig. Vor allem in der Landesmitte und im Norden Mosambiks gibt es kaum wirtschaftliche Alternativen. Viele zieht es deswegen in die Städte, wo es zwar auch nur wenige Arbeitsplätze gibt, dafür aber die Möglichkeit, kleine Ein-Mann- oder Ein-Frau-Gewerbe zu eröffnen. Diese für viele Entwicklungsländer typischen Kleinstgewerbe sind meist aufgrund fehlender Einkommensalternativen staatlich geduldet,

wenn auch kaum reguliert. So müssen die Kleinstunternehmer zwar keine Steuern zahlen, dafür aber jederzeit damit rechnen, ihre Standorte wieder verlassen zu müssen. Im Süden Mosambiks nennt man die informellen Märkte *dumba nengue*, was so viel wie „immer auf der Hut“ heißt, denn zur Zeit der sozialistischen Planwirtschaft waren jegliche privatwirtschaftlichen Aktivitäten von der Regierung verboten. So mussten die Händler früher schnell ihre Sachen packen und sich auf und davon machen, wenn eine Kontrolle kam. Mit dem Kriegsende nahm die Zahl der Arbeitslosen zu und gleichzeitig setzte die Liberalisierung der Wirtschaft ein, so dass die informellen Gewerbe zunehmend auch in Mosambik toleriert wurden. Inzwischen versucht die Stadtverwaltung von Maputo sogar, die Kleinstgewerbe auf bestimmten Plätzen der Stadt zu konzentrieren, um den Überblick zu behalten.

Verlässt man die Hauptstadt und den Süden Mosambiks gen Norden, scheint man in eine andere Welt zu gelangen. Zwischen Beira, der zweitgrößten Stadt des Landes, und Quelimane durchschneidet der viertgrößte Fluss Afrikas – der Sambesi – Mosambik, um schließlich in einem Delta in den Indischen Ozean zu münden. Nur zwei Brücken und eine Fähre ermöglichen die Überquerung des breiten Flusses. 3.660 Meter lang ist die zwischen 1924 und 1935 erbaute „Dona Ana Brücke“ nahe der Ortschaft Vila da Sena, die man aufgrund der vielen Todesfälle beim Bau auch die „Brücke der zum Tode Verurteilten“ nennt. Der nur schwer passierbare Sambesi trennt den Norden vom zentralen und südlichen Mosambik. Die Nord-Provinzen fristen ein etwas isoliertes und daher generell weniger beachtetes Dasein. Schon bei der Ankunft in Quelimane fange ich an, zu verstehen, warum die Vereinten Nationen Mosambik zu den zehn ärmsten Ländern der Welt zählen. In der immerhin viertgrößten Stadt des Landes gibt es nur das Nötigste. Einen Supermarkt sucht man vergebens, und der einzige, entfernt an einen Supermarkt erinnernde Laden, verkauft seine Waren zu unfassbar hohen Preisen. Die Menschen kaufen das wenige, was sie sich leisten können, auf dem Markt ein. Hier findet man neben Waschpulver und Grundnahrungsmitteln das Obst und Gemüse, das gerade Saison hat (im August, also im Winter, ist das nicht viel).

Fährt man nur ein bisschen aus Quelimane raus, ist man mitten drin in dem farbenfrohen afrikanischen Landleben, wie man es sich von Deutschland aus gerne klischeehaft vorstellt: Kleine Holzhütten sammeln sich zu winzigen Dörfern entlang der von Palmen gesäumten Straße, Kinder rennen nackt umher, und in bunte *kapulanas* (Tücher) gehüllte Frauen transportieren vom Wassereimer bis zum Brennholz alles auf dem Kopf. Ein wahrhaft malerisches Bild, das nicht über die traurige Vergangenheit hinwegtäuschen kann. Denn gerade im Norden erinnern viele bis heute

verlassene Häuser mit von Einschusslöchern gezeichneten Fassaden an die langen Kriegsjahre. Die Nordprovinzen waren früher und damit länger von gewalttätigen Auseinandersetzungen betroffen: Hier hatte schon der Unabhängigkeitskampf seinen Ursprung, im Bürgerkrieg dann kontrollierte und verteidigte die Rebellenbewegung ‚Resistência Nacional Moçambicana‘ (Renamo) große Gebiete der nördlichen Provinzen.

3. „A luta continua!“

„Der Kampf geht weiter!“ So lautet der berühmte und von vielen Mosambikanern gern zitierte Ausruf des Unabhängigkeitskämpfers Samora Machel, der 1975 zum ersten Präsidenten der jungen Volksrepublik gewählt worden war. Die mosambikanischen Unabhängigkeitskämpfer sammelten sich im nördlichen Nachbarland Tansania, wo sie von der sozialistischen Regierung Julius Nyereres unterstützt wurden. 1964 führten sie als ‚Frente da Libertação de Moçambique‘ (Frelimo) von Tansania aus die ersten Angriffe gegen die portugiesischen Truppen und Zivilisten in Mosambik. Zehn Jahre dauerte der Partisanenkampf, bis schließlich im April 1974 die Nelkenrevolution in Portugal den Unabhängigkeitsprozess beschleunigte: Die neue, sozialistische Regierung Portugals setzte in Mosambik schon im September 1974 eine Übergangsregierung ein, und im folgenden Jahr fanden die ersten freien Wahlen statt. Samora Machel begann, einen sozialistischen Staat nach dem Vorbild der Sowjetunion aufzubauen. Angesichts dessen ergriffen die meisten Portugiesen die Flucht, nicht ohne zuvor in Sabotageakten viele von ihnen aufgebaute Einrichtungen zu zerstören.

Außenpolitisch unterstützte Samora Machel die schwarzen Freiheitsbewegungen in den damals von weißen Minderheiten regierten Apartheid-Regimes Südafrika und Rhodesien (heutiges Simbabwe). Da Mosambik den rhodesischen Unabhängigkeitskämpfern Unterschlupf bot, unterstützte die Regierung Rhodesiens den Aufbau der Renamo, um die sozialistische Regierung des Nachbarlandes zu schwächen. In der Renamo sammelten sich unzufriedene Mosambikaner, die die zunehmend stärker an der Sowjetunion orientierte Politik der Frelimo kritisch bewerteten. Die Rebellenbewegung versuchte mit Anschlägen und Terroraktionen Mosambik zu destabilisieren und Transportwege von Simbabwe zum Meer (Beira-Korridor) zu blockieren. Nach der Unabhängigkeit Rhodesiens 1980 übernahm Südafrika die Förderung der Renamo und half sie rigoros auszubauen. Der Bürgerkrieg in Mosambik war auch ein Stellvertreterkrieg im Kalten Krieg: Die Sowjetunion unterstützte die staatstragende Frelimo,

die Renamo wurde von Südafrika und damit letztlich von den Vereinigten Staaten von Amerika im Kampf gegen den „Bolschewismus“ gefördert. Mit dem von Südafrika finanzierten Ausbau der Rebellenbewegung weitete sich der Bürgerkrieg in den 1980er Jahren von den Provinzen im Norden auf das ganze Land aus. Die Renamo schaffte es zwar nicht, die Städte einzunehmen, die immer mehr von Flüchtlingen bevölkert wurden, doch baute sie immer mehr Militärbasen in den ländlichen Gebieten auf, von wo aus die Aktivisten ihre Übergriffe auf Dörfer und kleinere Städte verübten. Ganze Landstriche wurden geplündert, ein Teil der Bevölkerung zwangsrekrutiert und der andere Teil vertrieben; nicht selten über die Grenzen hinweg in die Nachbarländer. Samora Machel erlebte den Frieden nicht mehr: Im Oktober 1986 stürzt sein Flugzeug auf dem Rückweg von einem Treffen in Lusaka (Simbabwe) über dem Länder-Dreieck Mosambik, Südafrika und Swasiland ab. Die genaue Ursache ist bis heute nicht geklärt.

Erst mit dem Ende des Kalten Krieges, als die internationale Unterstützung sowohl für die Frelimo als auch für die Renamo versiegte, wurde nach zähen Verhandlungen 1990 ein Waffenstillstandsabkommen ausgehandelt. 1992 unterzeichneten schließlich beide Bürgerkriegsparteien unter UN-Aufsicht in Rom das endgültige Friedensabkommen. Bei den freien Wahlen 1994 wurde der seit 1986 amtierende Frelimo-Präsident Joachim Alberto Chissano im Amt bestätigt. Einen hohen Anteil von 38% der Stimmen gewann jedoch auch die Renamo, die fortan die parlamentarische Opposition übernahm. Die Wahlen 1999 und 2004 bestätigten die Machtverhältnisse in Mosambik: 2004 gewann die Frelimo mit rund 60% der Stimmen die Wahl gegenüber der Renamo mit rund 30%; Chissano wurde von Armando Guebuza im Präsidentschaftsamt abgelöst. Diese Wahlen zeigten abermals, dass neue Parteien keine Chance auf einen Sitz im Parlament haben. Einzig die Partei „Paz, Democratia e Desenvolvimento“ (PDD) erreichte zwei Prozent, alle anderen 18 angetretenen Parteien bekamen nicht einmal ein Prozent der Wählerstimmen; die Fünf-Prozent-Hürde blieb für alle ein nicht erreichbares Ziel. De facto ist Mosambik ein Zwei-Parteien-Staat und die Bevölkerung noch immer in Anhänger der beiden ehemaligen Bürgerkriegsparteien gespalten.

4. Die Mosambikaner und ihr Umgang mit der jüngeren Vergangenheit

Die Schreckensbilder in den Nachrichten prägen unsere Vorstellungen von Bürgerkriegen in Afrika, die dennoch merkwürdig abstrakt bleiben. Auch die Folgen des sechzehnjährigen Bürgerkriegs in Mosambik lassen

sich zunächst anhand abstrakter Zahlen betrachten: Schätzungsweise eine Millionen Menschen wurden getötet und 5,5 Millionen vertrieben (heute leben in Mosambik rund 18 Millionen Menschen). 1,7 Millionen der Flüchtlinge flohen in die Nachbarländer Malawi, Tansania und Simbabwe, wo sie oftmals für mehrere Jahre in Flüchtlingscamps lebten. Ganze Landstriche und Dörfer wurden immer wieder durch die Renamo ausgeraubt und verwüstet, manche Dörfer wurden komplett verlassen und dem Verfall preisgegeben. Viele damals junge Männer wurden zwangsrekrutiert und mussten fortan Überfälle verüben; nicht selten auf ihre eigenen Heimat- oder Nachbardörfer. Manche mussten Mitglieder der eigenen Familie töten. Frauen wurden geraubt und gezwungen, auf den Militärstützpunkten zu leben und den Befehlshabern zu dienen; Vergewaltigungen waren an der Tagesordnung und so manche Frau gebar auf dem Stützpunkt ein Kind. Im zunehmend blutiger werdenden Bürgerkrieg wurden ab Mitte der 1980er Jahre auch Kinder zwangsrekrutiert und zum Dienst an der Waffe ausgebildet und eingesetzt. Nach der militärischen Ausbildung galten sie als besonders skrupellos im Kampf. Nach den langen Jahren der gewalttätigen Auseinandersetzungen, die nach und nach von Nord nach Süd das gesamte Land erfassten, konnten sich viele keine konkreten Vorstellungen mehr vom Leben fern des Krieges machen.

Mit dem Kriegsende 1992 stand Mosambik damit nicht nur vor der großen Aufgabe, die vielen bis in die Nachbarländer Vertriebenen wieder in ihre Herkunftsregionen zurück zu führen, sondern auch die vielen Kämpfer dazu zu bewegen, wieder ein gewaltfreies Leben aufzunehmen. Zunächst mussten die ehemaligen Soldaten entwaffnet werden, was mit Hilfe der Vereinten Nationen geschah, die 1993 7.000 Blauhelme in Mosambik stationierte. Bis Ende 1994 gaben rund 71.000 Soldaten der Frelimo-Regierung und rund 22.000 Soldaten der ehemaligen Rebellenbewegung Renamo ihre Waffen ab. Reintegrationsprogramme sollten ihre Rückkehr in ein ziviles Leben erleichtern: Im Tausch gegen die Waffe erhielten die Soldaten zivile Kleidung, ein Proviantpaket für zwei Wochen, eine Grundausrüstung an Saatgut und Werkzeug, sowie in den folgenden 18 Monaten finanzielle Unterstützung, die sich an der Höhe der Gehaltszahlungen der Regierungsarmee orientierte. Auf Wunsch wurden die ehemaligen Soldaten in ihre oftmals weit entfernt liegenden Heimatdörfer zurück gebracht. In anderen Hilfsprogrammen erhielten ehemalige Soldaten, die nie einen Beruf erlernen konnten, eine Grundausbildung etwa als Schreiner oder Maurer.

Von diesen über 90.000 entwaffneten Soldaten gaben über ein Viertel an, bereits vor ihrem 18. Geburtstag rekrutiert worden zu sein. Bei der Unterzeichnung des Friedensabkommens hatten jedoch weder die Regierungspartei Frelimo noch die Renamo eingestanden, Kinder und

Jugendliche als Soldaten im Kampf eingesetzt zu haben. Da viele der ehemaligen Kindersoldaten zum Zeitpunkt der Demobilisierung bereits über 18 Jahre alt waren, nahmen sie wie die anderen Soldaten an den Demobilisierungsprogrammen teil. Die Rückführung noch Minderjähriger hingegen gestaltete sich schwierig, denn die beiden Bürgerkriegsparteien gaben erst nach eineinhalb Jahren zäher Verhandlungen zu, auch Minderjährige beschäftigt zu haben. Als Mitarbeiter der Vereinten Nationen schließlich die Militärbasen besuchten, waren von den zuvor geschätzten 5.000 Kindersoldaten weniger als 1.000 aufzufinden. Diese konnten daraufhin ebenfalls entwaffnet und zu ihren Familien zurückgebracht werden.

Ein erneuter Krieg zeichnet sich zwar in dem allgemein kriegsmüden Land nicht ab, doch ist die blutige Vergangenheit bis heute ein schwieriges Thema, über das man nicht gerne spricht. Sowohl Regierung als auch Opposition haben wenig Interesse daran, die Einzelheiten der gewalttätigen Auseinandersetzungen aufzuarbeiten und zur öffentlichen Diskussion zu stellen. Die Frelimo gedenkt lieber dem Ende des antikolonialen Befreiungskampfes sowie seiner Helden, die alljährlich an den zahlreichen nationalen Feiertagen gefeiert werden: Über den ‚Nationalen Unabhängigkeitstag‘ hinaus finden am ‚Heldentag‘ Gedenkfeiern anlässlich des Todestages von Eduardo Mondlane statt, der die Frelimo von Tansania aus in den bewaffneten antikolonialen Kampf führte. Am ‚Frauentag‘ wird an die Unabhängigkeitskämpferin Josina Machel und erste Ehefrau des ehemaligen Präsidenten Samora Machel erinnert. Bei den Feierlichkeiten zum ‚Tag des Sieges‘ am 7. September werden in allen Städten des Landes die ehemaligen Frelimo-Kämpfer geehrt und ihre Verdienste im nationalen Unabhängigkeitskampf hervorgehoben. Mit großer Begeisterung singen in Frelimo-*kapulanas* gehüllte Frauen Frelimo-Lieder, und politische Würdenträger werden empfangen, jedoch verliert niemand ein Wort über die Ereignisse der jüngeren mosambikanischen Geschichte. Der Bürgerkrieg, der mitten durch die mosambikanische Gesellschaft ging, wird gerne mit der Erinnerung an den die Nation einenden Unabhängigkeitskampf überdeckt. Wenn überhaupt die Aufmerksamkeit auf die jüngere Vergangenheit gerichtet wird, dann weil die Renamo die Frelimo anklagt, Siechengeschichte zu schreiben und dabei die Gegenseite nicht zu berücksichtigen. Wirkliches Interesse an der Aufarbeitung der jüngeren Vergangenheit scheint jedoch auch die Renamo nicht zu haben, da auch ihre politischen Führer fürchten müssten, verurteilt zu werden.

Gäbe es nicht die Ruinen und andere Zeugnisse der Vergangenheit, käme man so schnell nicht auf die Idee, dass sich bis vor dreizehn Jahren in Mosambik Menschen mit Maschinengewehren und Macheten über Jahre hinweg gegenseitig umbrachten. Wie konnten diese Menschen, die

größtenteils grausame Erfahrungen gemacht hatten, wieder ein normales Leben aufnehmen? Schaut man sich andere afrikanische Länder mit ähnlich grausamer Geschichte an, sieht man Bemühungen von staatlicher Seite, die Geschehnisse der Vergangenheit ins Gedächtnis zu rufen und so zu „bewältigen“. Bekanntestes Beispiel ist Südafrikas umfangreiche Aufarbeitung der über vierzig Jahre dauernden Apartheid, die die südafrikanische Gesellschaft systematisch gespalten hatte. Zwischen 1996 und 1998 hielt die von Nelson Mandela ins Leben gerufene Wahrheits- und Versöhnungskommission im ganzen Land Anhörungen ab, in denen sowohl Täter als auch Opfer zu Wort kamen, um die Verbrechen der Apartheidzeit öffentlich zu machen. Diese Berichte von Menschenrechtsverletzungen sind Basis einer ausführlichen Dokumentation, die 2003 mit den letzten beiden Bänden abgeschlossen wurde. Mit der aufwändigen Aufarbeitung der Vergangenheit wollte Nelson Mandela Licht in die eigene Geschichte bringen, um eine nationale Versöhnung herbeiführen zu können. In anderen Ländern wie Sierra Leone und Ruanda, die von Bürgerkriegen erschüttert wurden, gibt es ähnliche Bemühungen, das Vergangene zu erinnern, um einen bewussten Neuanfang zu begehen. Im Gegensatz zu Südafrika, wo mit dem Geständnis auch der Freispruch von den Verbrechen der Vergangenheit beantragt werden konnte, sollten die Täter in Sierra Leone und Ruanda verurteilt werden. In Sierra Leone arbeiten eine Wahrheitskommission und ein Internationaler Gerichtshof gleichzeitig an der Aufarbeitung der Verbrechen des Bürgerkrieges. In Ruanda bemüht man sich hingegen mittels kleiner Dorfgerichte, Gerechtigkeit walten zu lassen. Die vielen Kriegstäter, die der hohen Zahl wegen nicht an ordentliche nationale Strafgerichte oder gar den internationalen Strafgerichtshof im tansanischen Arusha übergeben werden können, werden aufgefordert, vor den kleinen Gacaca-Gerichten auszusagen. Nach der Anhörung spricht die Dorfgemeinschaft, gemeinsam mit kurzfristig dafür ausgebildeten Laienrichtern, Recht. Diesen Institutionen liegt der Wunsch zu Grunde, zu erfahren, was in der Vergangenheit passiert war, um auf dieser Grundlage einen gemeinsamen Neuanfang der verschiedenen Opfer und Täter zu ermöglichen.

In Mosambik hingegen fand nichts Vergleichbares statt. Eine Symbolfigur wie Nelson Mandela fehlt; nach dem Kriegsende übernahmen die Personen, die auch den Bürgerkrieg geführt hatten, die politische Führung des Landes. Joachim Alberto Chissano, der seit dem Tod Samora Machel's die Frelimo leitete, wurde 1994 zum Präsidenten gewählt und blieb zehn Jahre im Amt, während der ehemalige Rebellenführer Afonso Dhlakama den Parteivorsitz der Renamo übernahm, die seitdem unter seiner Führung die einzige Oppositionspartei ist. Der politischen Führung des Landes ist damit nicht an der Aufarbeitung der Vergangenheit gelegen, könnte sie doch beide Parteien

in eine Legitimationskrise stürzen. Wie schwierig das Thema der jüngeren Geschichte Mosambiks ist, zeigten im August 2004 die heftigen Reaktionen auf die Veröffentlichung des auf historischer Forschung beruhenden Romans von Barnabé Lucas Ncomo über den ehemaligen Renamo-Vizepräsidenten Uria Simango. Der Roman erzählt unter anderem von der Hinrichtung Simangos ohne Prozess während des Bürgerkrieges. Die Gegner der Regierung feierten das Buch als Gegenerzählung zur offiziellen Geschichtsschreibung der Frelimo, die sich daraufhin heftig gegen die Beschuldigungen wehrte. Diskussionen um die Aufarbeitung der eigenen Geschichte entbrannten und zeigten, dass der Autor Ncomo mit seinem Buch einen empfindlichen Nerv getroffen hatte. Doch schon nach kurzer Zeit geriet das Thema wieder in Vergessenheit und die allgemeine Aufmerksamkeit richtete sich auf die bevorstehenden Präsidentschaftswahlen, die im Dezember stattfanden und die Machtverhältnisse im Land bestätigten.

Fragt man Mosambikaner nach ihrer Vergangenheit, bekommt man meist die Antwort: „Ich bin froh, dass es vorbei ist und will einfach im Hier und Jetzt leben.“ Das Gespräch über die Vergangenheit ist damit meist erschöpft. Rogério Manjate, Schauspieler am ‚Teatro Avenida‘ in Maputo, das von Henning Mankell geleitet wird, erklärt sich dies mit der Fähigkeit der Mosambikaner zu vergessen. „Wir sind friedlich, in einigen Dingen passiv, und vergessen können wir gut“, beschreibt Rogério Manjate sich und seine Landsleute. Viele wundert es, dass die alten Machthaber nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages und den demokratischen Wahlen ohne weitere Ausschreitungen an der Macht bleiben konnten. Die Historikerin Benigma Zimba nennt dies: „das mosambikanische Wunder“. Sie erklärt die Haltung der Mosambikaner gegenüber ihrer Vergangenheit auf der persönlichen Ebene: „Wahrscheinlich waren die Wunden zu groß und zu tief. Die Menschen wollten den Wunden keinen weiteren Platz einräumen, um sich nicht ständig an die schrecklichen Geschehnisse erinnern zu müssen. Deswegen machen sie ihre Augen zu und sagten ‚ich vergebe, und gehe weiter‘. Es ist ein Vergeben, kein Vergessen!“ Da es keine Hilfestellung von staatlicher Seite im Umgang mit der Vergangenheit gab, blieb den Mosambikanern nichts anderes übrig, als eigene Formen des Umgangs mit den Kriegserlebnissen zu entwickeln. Vor allem in den ländlichen Gebieten, wohin Opfer und Täter beider Kriegsparteien nach dem Kriegsende zurückkehrten, mussten die Gemeinschaften eigene Wege finden, um ein erneutes Zusammenleben zu ermöglichen.

5. Insel der Hoffnung

Vielfältig sind die Probleme der Menschen nach einem Bürgerkrieg, wie der in Ost-Berlin ausgebildete, mosambikanische Psychologe Boia Efraime feststellen musste. Nach dem Krieg litten viele Menschen in Mosambik unter Schlafstörungen, Stresssymptomen und Verfolgungswahn. Aufgrund des großen Andrangs konnten westlich ausgebildete Mediziner, wie Efraime, in den Krankenhäusern nicht viel mehr für die Kriegstraumatisierten tun, als ihnen Psychopharmaka zu verschreiben. 1994 beschlossen er und einige Kollegen, direkt in den Gebieten zu arbeiten, wo besonders viele Menschen vertrieben oder zwangsrekrutiert worden waren. Durch die Arbeit mit traumatisierten Kriegsoptionen auf der etwa 100 Kilometer von Maputo entfernten Insel Josina Machel kamen sie auch in Kontakt mit den traditionellen Lebensformen der Bewohner. Efraime und seine Kollegen, die auf der Insel auch Gesprächstherapien durchführten, stießen in dem traditionellen Lebensumfeld immer wieder an die Grenzen der westlichen Behandlungsmethoden, denn „jede Kultur versucht, sich die Ursachen eines Krieges zu erklären und eigene Wege zu finden, mit dem Vergangenen fertig zu werden.“ Die traditionellen Mediziner – curandeiros – spielten eine zentrale Rolle beim Wiederaufbau der zivilen Gesellschaft nach dem Bürgerkrieg und so suchten Efraime und seine Kollegen die Zusammenarbeit mit ihnen. Angesichts der allgemeinen Not erkannten sie bald auch, dass nach dem langen Bürgerkrieg über die Traumata hinaus vielfältige Probleme einem normalen Leben im Weg stehen können. Gemeinsam mit Sozialarbeitern gründeten die Mediziner deshalb das Projekt ‚Reconstruindo a esperança‘ (Wiederaufbau der Hoffnung), das sich nicht nur für die psychische, sondern auch die soziale Reintegration von Kindersoldaten auf der Insel Josina Machel einsetzte.

Die Insel Josina Machel liegt im Fluss Incomate in der südlichen Provinz Gaza. Als sich Mitte der 1980er Jahre die Kämpfe bis in den Süden verlagert hatten, baute die Renamo im Landesinneren der Provinz militärische Stützpunkte auf. Der Fluss wurde zur zentralen Verkehrsachse für die Renamo, um einen im Landesinneren liegenden Militärstützpunkt zu versorgen; ab 1987 wurde die Insel Josina Machel als wichtige Durchgangsstation auf dem Weg vom Meer zum Stützpunkt von der Rebellenbewegung attackiert. Neben Gütern wurden Frauen, die fortan auf dem Stützpunkt leben und mit anpacken mussten, und Kinder geraubt, die im Schnellverfahren zu Soldaten ausgebildet und im Kampf eingesetzt wurden. Der Westteil der nicht einmal hundert Quadratkilometer großen Insel Josina Machel war lange Zeit komplett von der Renamo okkupiert. Mit Hilfe von Landminen verteidigten sich die restlichen Einwohner der Insel gegen eine komplette Vertreibung

von der Insel. Gegen Kriegsende kehrten Frauen und zwangsrekrutierte Männer und Kinder auf die Insel zurück, wo sich Zurückgebliebene und Rückkehrer – Täter und Opfer – zunächst mit Unsicherheit begegneten.

Celeste Roberto Manoel Shambal war 15 Jahre alt, als Soldaten der Renamo sie entführten und auf den Militärstützpunkt brachten, wo sie zwei Jahre lang lebte. Sie habe keine Chance gehabt sich zu wehren, als sie einem Soldaten zur Frau gegeben wurde und ein Kind von ihm bekam. Aufgeregt erinnert sie sich auch, wie sie in dieser Zeit Autos überfallen und Menschen töten musste, bis eines Tages ein Flugzeug eine Rauchbombe abwarf und ihr die Flucht ermöglichte. „Als ich mit meinem Kind zurück nach Hause kam, hatte meine Familie genauso Angst vor mir, wie ich vor ihr“, erzählt Shambal von ihrer Rückkehr. Die Familie beobachtete die Tochter eine Weile und brachte sie dann zum „Bischof“ des Dorfes. Viele Männer der Insel Josina Machel arbeiten als Wanderarbeiter in Minen in Südafrika, wo sie in Kontakt mit dem christlichen Glauben kommen. Wieder zu Hause versuchen sie in synkretistischen Kirchen den christlichen Glauben mit dem traditionellen Weltbild zu vereinen – traditionelle Zeremonien müssen so nicht unbedingt im Widerspruch zur Kirche stehen. Und so führte auch der „Bischof“ eine Reinigungszeremonie für Shambal durch, die sie reinwaschen sollte von den Kriegserlebnissen. Derartige Waschungen haben eine lange Tradition in Mosambik, denn schon früher wuschen *curandeiros* aus dem Krieg zurückkehrende Männer, um sicher zu gehen, dass sie die Verhaltensweisen des Kriegs nicht mit ins Dorf bringen. Shambal, die inzwischen selbst als traditionelle Medizinerin arbeitet, versichert, dass sich die Waschung des „Bischofs“ nicht von den traditionellen Waschungen der *curandeiros* unterschieden und ihr geholfen habe, ein normales Leben zurück in der Dorfgemeinschaft aufzunehmen.

Vor allem in den ländlichen Gebieten Mosambiks, wie eben auf der Insel Josina Machel, ist das traditionelle Weltbild nach wie vor bestimmend und hat großen Einfluss auf das alltägliche Leben.

Viele sind davon überzeugt, dass ein Mensch, der einige Zeit außerhalb der sozialen Gemeinschaft gelebt hat, verunreinigt ist. Immer wieder wird erzählt, dass die Kinder und Frauen im „Busch“ – fern der Zivilisation – nicht zum Verzehr geeignete Wurzeln und Früchte, Tier- und manchmal sogar Menschenhäute gegessen hätten. Der durch den Krieg bedingte Kontakt mit menschlichem Blut und mit Toten schädige vor allem die Kinder, die in friedlichen Zeiten von derartigen Einflüssen fern gehalten werden. Im schlimmsten Fall verlieren Menschen, die länger außerhalb der sozialen Gemeinschaft in einer scheinbar regellosen Welt gelebt haben, den Kontakt zu ihren Ahnen, die fortan störend in das Leben ihrer Nachfahren eingreifen können. Viele Krankheiten und psychische Probleme werden so erklärt

und mit entsprechenden Zeremonien von den traditionellen Medizinerinnen behandelt.

Wie auch in anderen Gebieten Mosambiks versuchten auf der Insel Josina Machel die *curandeiros* und die Kirchen, die Kriegsrückkehrer mit Reinigungszeremonien wieder in die Gemeinschaft zu integrieren. Oft wurden die rituellen Waschungen im Beisein der Gemeinschaft durchgeführt. Zunächst beschmutzte man die Zurückgekehrten mit Hühner- oder Taubenblut, um sie dann symbolisch von den bösen Einflüssen des Krieges rein zu waschen. Mit Hilfe dieser Zeremonie sollen die Gewaschenen das in der Vergangenheit Geschehene hinter sich lassen und vergessen können. Auch zeigt die Dorfgemeinschaft den Zurückgekehrten mit der Zeremonie, dass sie bereit ist, sie wieder in die soziale Gemeinschaft aufzunehmen. Die von den bösen Einflüssen Reingewaschenen sind fortan keine Bedrohung mehr für den sozialen Frieden, zu dessen Wiederherstellung in manchen Fällen auch das Haus der Familie rituell gereinigt werden muss. Das aktive Beiseiteschieben des Vergangenen soll den Kriegsrückkehrern und der Gemeinschaft einen gemeinsamen Neuanfang ermöglichen. Andere Zeremonien hingegen, die allerdings nur die traditionellen Mediziner durchführen, funktionieren stärker im Sinne einer Aufarbeitung der Geschehnisse, indem der traditionelle Mediziner als Medium dient und damit beispielsweise ehemaligen Soldaten ermöglicht, in Kontakt mit ihren Opfern zu treten. So konnten manche, die sich nicht mehr an ihre Taten erinnerten, einerseits im „Gespräch“ mit dem Opfer rekonstruieren was geschah, und andererseits eine „Aussprache“ suchen. Manche können sich während einer solchen Zeremonie sogar mit ihrem Opfer über eine Art Wiedergutmachung für das Geschehen einigen. Ein ehemaliger Soldat, der einen anderen getötet hatte, bekam so über das Medium des Heilers von seinem Opfer die Anweisung kommuniziert, für einen bestimmten Zeitraum die in der Familie des Opfers fehlende Arbeitskraft zu ersetzen.

Doch nicht alle Kriegstraumatisierten suchten Hilfe beim *curandeiro* oder in der Kirche. Vor allem Mädchen, die sexuell missbraucht worden waren, schwiegen oftmals lieber über das, was ihnen angetan wurde. Denn wird in der Gemeinschaft bekannt, dass eine Frau schon vor der Heirat sexuelle Kontakte hatte, müssen sie und ihre Familie damit rechnen, dass der Bräutigam und dessen Familie den Brautpreis zu drücken versuchen. Bis heute ist im Süden Mosambiks die Tradition des *lobolo* weit verbreitet: Männer zahlen bei der Heirat – oft in Form von Ziegen und kapulana-Tüchern – eine beachtliche Summe an die Familie der Braut. Entsprechend groß ist die Angst auch der Familie, dass ein sexueller Missbrauch öffentlich bekannt werden könnte. Hinzu kommt die besondere Beziehung zwischen Tochter und Vater, nach dessen Selbstverständnis er seine Tochter vor

derartigen Übergriffen hätte schützen müssen. Dass der Krieg eigene Spielregeln aufstellt, ändert an dessen erschüttertem Selbstverständnis nicht. Würde der sexuelle Missbrauch der Tochter öffentlich bekannt, wäre dies ein weiterer Gesichtsverlust für den Vater, der deshalb das Geschehene auch aus persönlichen Gründen nicht thematisieren will.

Eine weitere neue Herausforderung an die soziale Gemeinschaft waren die heimkehrenden Kindersoldaten, denn nie zuvor hatten mosambikanische Kinder in Kriegen gekämpft. Allein schon ihre körperliche Unterlegenheit im direkten Kampf mit Macheten und anderen Waffen hatte dies in der Vergangenheit verboten. Erst die vergleichsweise leichte Kalaschnikow machte den Einsatz von Kindern in Bürgerkriegen möglich. Kinder töteten; und sie töteten teilweise auch Mitglieder der eigenen Gemeinschaft. Im Gegensatz zu anderen Kriegen, wo ethnische Gruppen gegeneinander kämpften oder dem anticolonialen Kampf, ging der mosambikanische Bürgerkrieg mitten durch die Gesellschaft: Nachbarn, Freunde und Familienmitglieder, die oftmals zwangsrekrutiert worden waren, standen einander im Kampf gegenüber. Vor allem die Kindersoldaten wurden häufig bewusst gezwungen, ihnen nahe stehende Menschen umzubringen, um ihren Willen zu brechen und aus ihnen skrupellose Kämpfer zu machen. Ein Kind der Insel Josina Machel war im Beisein einiger Nachbarn gezwungen worden, seinen Vater zu töten. Später erzählte es dem Psychologen Efraime, dass es, nachdem es seinen eigenen Vater getötet hatte, sicher war, jeden beliebigen Menschen der Welt töten zu können.

Der Bürgerkrieg brachte neue, für die Mosambikaner bis dahin unbekannt Formen der Grausamkeit hervor, denen die Gemeinschaft und ihre traditionellen Mediziner nur schwer begegnen konnten. Das Projekt ‚Reconstruindo a esperança‘ versuchte zwischen 1994 und 1998 die Wiedereingliederung von ehemaligen Kindersoldaten und anderen Opfern in die Gesellschaft mit therapeutischen, medizinischen und sozialen Maßnahmen zu erleichtern. Dass diese Arbeit das traditionelle Weltbild mit einbeziehen musste, wurde dem Psychologen Boia Efraime und den ebenfalls im Projekt arbeitenden Sozialarbeitern und Medizinerinnen schnell klar: „Denn hätte ich meine Patienten nach westlichen Kriterien beurteilt, hätte ich die meisten als psychotisch einstufen müssen, weil sie mit den Verstorbenen reden. Für viele hier ist es normal, dass die Verstorbenen weiter am Leben teilhaben; in Momenten schwerwiegender Entscheidungen oder großer Freude suchen sie ihre Ahnen auf, um sie daran teilhaben zu lassen. Für uns in der Stadt und eher westlich geprägtem Umfeld aufgewachsene Mosambikaner war dies zunächst auch fremd.“ Auch räumt er ein, dass die Reinigungszeremonien der traditionellen Mediziner manchen Erfolg gehabt und nicht alle ehemaligen Kindersoldaten und anderen Opfer des

Krieges einer psychotherapeutischen Behandlung bedurft hätten. In anderen Fällen erwies sich die Zusammenarbeit zwischen lokalen curandeiros und den westlich ausgebildeten Medizinerinnen als hilfreich in der Behandlung Kriegstraumatisierter. Zwischen 1994 und 1998 wurden etwa 90 Kinder psychotherapeutisch betreut. 300 Kinder nahmen an Selbsthilfeprojekten teil, in denen die zurückgekehrten lernen sollten, sich auf friedliche Weise den Lebensunterhalt zu sichern, denn nicht nur die traumatischen Erfahrungen in der Vergangenheit, sondern auch ernsthafte materielle Sorgen im Jetzt behinderten die Wiederaufnahme eines zivilen Lebens. Viele ehemalige (Kinder-)Soldaten hatten keine Vorstellung davon, wie sie auf zivile Weise für ihren Lebensunterhalt sorgen sollte. Daher versuchten die Projektmitarbeiter zusammen mit den Bewohnern der Insel Josina Machel, weitere Wege für ein friedliches Zusammenleben zu entwickeln.

„Wir reden immer viel über die Traumata des Krieges, aber das viel größere Problem sind die Werte des Krieges, die in den Menschen weiterleben“, berichtet Boia Efraime von seiner Arbeit mit den Kindern auf der Insel. Gerade Kinder, die im Krieg aufgewachsen waren, sahen oft keine Alternative, als ihre Konflikte gewaltsam zu lösen. So schlug etwa ein ehemaliger Kindersoldat seiner Freundin den Kopf ein, als diese sich weigerte, mit ihm zurück auf den Militärstützpunkt zu gehen. Später, nachdem er von Familienmitgliedern gefasst und ins Gefängnis gebracht worden war, führte Boia Efraime ein Gespräch mit ihm, in dem offensichtlich wurde, dass er das gemacht hatte, was er im Krieg gelernt hatte: „Wer anderer Meinung ist, wird zum Feind, und wer Feind ist, den kann man nicht hinter seinem Rücken leben lassen. Denn wenn du ihn nicht heute tötest, wird er morgen dich töten. Wie man einen romantischen Sonnenuntergang gemeinsam genießt, hatte der Junge nie gelernt. Stattdessen hatte er beigebracht bekommen, wie man im Krieg überlebt.“ Bei vielen hatten die langen Kriegsjahre das Vertrauen in andere Menschen erschüttert; sie mussten erst wieder lernen, zu vertrauen.

Als Efraime und seine Kollegen Selbsthilfegruppen auf der Insel Josina Machel ins Leben riefen, waren viele zuerst nicht bereit, in einer Gruppe mit Kämpfern der Gegenseite zusammen zu arbeiten oder sich gar als Opfer mit ehemaligen Tätern zusammen zu finden. Und: „Nicht alle wollten einsehen, dass die zwangsrekrutierten Kindersoldaten nicht nur Täter, sondern ebenfalls Opfer des Bürgerkriegs waren“, erinnert sich Efraime an die schwierige Phase des Zusammentreffens der Rückkehrer. Mit der Zeit erlebten sie aber, dass sie in den Gruppen aus eigener Kraft Probleme lösen und ihr Leben Schritt für Schritt wieder in eigene Hände nehmen konnten. Einige Gruppen fingen an, zu schneiden, zu fischen oder Obst und Gemüse anzubauen und selbst wieder für ihren Lebensunterhalt zu sorgen. Vielen fiel es anfangs schwer, sich zu motivieren, hatte man doch im Krieg nie gewusst, ob es ein

morgen gibt und ob sich die Mühe lohnt, Pflanzen so lange zu pflegen, bis sie Früchte tragen. Andere konnten nachts nicht schlafen, weil sie Angst hatten, dass jemand kommen und die Pflanzen rauben könnte. Schließlich ernteten sie jedoch ihre ersten Früchte.

Nicht nur für die Rückkehrer, sondern auch für die Dorfgemeinschaft sei die Arbeit der Selbsthilfegruppen von großer Bedeutung gewesen, erinnert sich Boia Efraime: „Wenn die Hände eines Kindes, das zuvor getötet hatte, Mais nehmen und ihn anpflanzen und man dann den Mais wachsen sieht, ist das ein starker symbolischer Moment. Dieselben Hände, die zur Zerstörung genutzt wurden, können Reichtum und Frieden herbeiführen.“ Andere Gruppen halfen beim Bau von Schulen und signalisierten damit ebenfalls den restlichen Bewohnern der Insel Josina Machel, dass sie sich von nun an zum Wohl der Gemeinschaft einsetzen wollten. Die Aktivitäten der Selbsthilfegruppen fanden großen Anklang, denn der Bürgerkrieg hatte vieles zerstört und die Bewohner in materieller Armut zurückgelassen, so dass jede Hilfe willkommen war. Bis heute werden in den damals aufgebauten Schneidereien Kleidungsstücke hergestellt und mit den damals angeschafften Traktoren die Felder bestellt.

Der Bürgerkrieg scheint heute auf der Insel Josina Machel in ferner Vergangenheit zu liegen. Jüngere Schicksalsschläge haben neue Probleme mit sich gebracht: Im Jahr 2000 überschwemmte eine Flut fast die gesamte Süd-Provinz Gaza. Die Insel Josina Machel und der Fluss Incomate wurden Teil eines Binnenmeeres, das zeitweilig fast die Größe Hollands erreichte. Als das Wasser nach über zwei Wochen wieder zurückging und die Bewohner aus den Sammellagern wieder auf die Insel Josina Machel zurückkehrten, war die Ernte des Jahres komplett zerstört, die aus Holz und Lehm gebauten Häuser samt Hab und Gut weggespült. Nun überlegen die Bewohner zusammen mit der Regierung, ob man die Insel in Zukunft mit Dämmen vor solchen Katastrophen schützen kann.

Das Projekt ‚Reconstruindo a esperança‘ hat sich neuen Themen zugewandt und klärt inzwischen hauptsächlich über das HI-Virus und Aids auf, das auch auf der Insel, wie im ganzen Land, immer mehr Opfer fordert. Neue Probleme haben die alten Probleme des Krieges abgelöst und stellen die Inselgemeinschaft vor neue Herausforderungen. Sich an den Bürgerkrieg erinnern, wollen oder können die wenigsten, stattdessen bekräftigt man meist, dass die Probleme des Krieges gelöst seien. Viele haben nur noch bruchstückhafte Erinnerungen an das, was damals geschah. Auch der ehemalige Dorfpolizist Marcos João Nuedzane kann sich nur noch fragmentarisch an die einzelnen Kampfhandlungen und politischen Hintergründe des Bürgerkriegs erinnern, wohl aber daran, wie er durch eine Landmine ein Bein verlor. Der Bürgerkrieg sei vorbei und vergessen, sagt

er. Nicht vergessen kann Nuedzane jedoch, dass seine Frau ihn verlassen hat, nachdem er sein Bein verloren hatte. Auch nach all den Jahren schwingt Traurigkeit und Bitterkeit in seiner Stimme, die brüchig und leise wird. Der Bürgerkrieg wird für ihn und viele andere immer mehr zu einer abstrakten Größe, nicht aber die persönlichen Schicksalsschläge, die dieser mit sich gebracht hat und die bis heute so manches Leben beeinflussen.

Nuedzane hat damals vor allem geholfen, dass ihn das Projekt ‚Reconstruindo a esperança‘ beim Wiederaufbau seines Hauses unterstützte und in der Anfangszeit mit Nahrungsmitteln versorgte. Auch habe er einmal die Woche Gespräche mit den Psychologen geführt, was ihm dabei geholfen hätte mit dem Geschehenen klarzukommen. So hätte er den Krieg allmählich vergessen und hinter sich lassen können. Allgemein scheinen sich die Bewohner der Insel Josina Machel zu wünschen, mit der Vergangenheit ein für alle Mal abzuschließen. Alle betonen, dass sie einen Schlusstrich unter das Geschehen gezogen hätten – ganz egal, ob sie nun die Hilfe der Psychologen, der *curandeiros* oder der Kirchen in Anspruch genommen hatten. Der von der Vergangenheit isolierte Neuanfang scheint gemeinschaftlicher Konsens der Inselbewohner zu sein.

6. Die traditionelle Medizin

Im ländlich geprägten Mosambik ist das traditionelle Weltbild nach wie vor maßgebend für das Selbstverständnis vieler Mosambikaner. Die traditionelle Medizin hat hier einen zentralen Stellenwert: Sie sorgt nicht nur für das körperliche und psychische Wohl des Einzelnen, sondern auch für ein harmonisches Miteinander zwischen den Lebenden und Verstorbenen einer Gemeinschaft. Im Gegensatz zu den Städten, wo es moderne Krankenhäuser, Arztpraxen und Apotheken gibt, findet man in den entlegenen Gebieten Mosambiks oft keine Krankenhäuser und nur wenige Gesundheitsstationen mit selten mehr als einer minimalen Grundausstattung. Den Kranken auf dem Land bleibt daher meist keine andere Wahl, als beim *curandeiro* um Rat zu fragen. Doch auch in der Stadt praktizieren traditionelle Mediziner und so mancher Großstädter konsultiert je nach Leiden das Krankenhaus oder einen *curandeiro* – um sicher zu gehen, manchmal auch beide. Denn die traditionellen Mediziner behandeln mehr als Husten und gebrochene Beine: Sie kümmern sich um das gesamte Wohl ihres Patienten und suchen die Ursache für gesundheitliche und auch für soziale Probleme oftmals in der spirituellen Welt. Die eigenen Ahnen können Unfrieden stiften, wenn man sie nicht mit Respekt behandelt und ihrer nicht alle ein bis zwei Jahre in einer Zeremonie gedenkt. Auch kann man in Konflikt mit Geistern von anderen

Personen geraten, denen man selbst Unrecht angetan hat. Oder man kann von jemand anderem verhext worden sein. Der Kopfschmerz des Patienten kann daher vielfältige Ursachen haben, die der Arzt im Krankenhaus mit seinen teuren Apparaten nicht diagnostizieren und schon gar nicht lindern kann. Der traditionelle Mediziner hingegen kann nach einer umfassenden Diagnose des Allgemeinzustands des Patienten vielfältige Maßnahmen ergreifen, um ihn wieder ins körperliche und seelische Gleichgewicht zu bringen.

Manoel Funzana lernte wie andere traditionelle Mediziner sein Handwerk von einem älteren curandeiro. Schon als Kind war er oft krank gewesen. Kam es in der Schule zu Prüfungen, konnte sich der ansonsten gute Schüler an das Gelernte nicht mehr erinnern. Als er schließlich bei seinem Schwager eine Ausbildung anfang, lief dessen Geschäft immer schlechter bis er bei einem traditionellen Mediziner Rat suchte. Der stellte fest, dass der Neffe Manoel von Geistern besessen war. Drei Jahre blieb Manoel Funzana daraufhin in der Obhut des curandeiro, der ihn mit den Geistern versöhnte und gleichzeitig in die Kunst des Heilens einführte. Funzana lernte so mit den Geistern verstorbener traditioneller Mediziner seiner Familie zu kommunizieren, die ihm bei der Behandlung von Patienten helfen.

Wie bei jedem Arzt steht am Anfang der Behandlung die Anamnese. Hierzu wirft der curandeiro Funzana seine Steine auf einer Bastmatte aus, betrachtet deren Konstellation und stellt dann dem Patienten gezielte Fragen. Hat er einen schwer zu deutenden Fall, fragt er etwa die verstorbene Tante seines Vaters oder eine schon vor längerer Zeit verstorbene curandeira aus der Familie seiner Mutter. Sie helfen ihm bei der Diagnose, der Wahl der Behandlungsmethode und der Entscheidung, welche pflanzlichen, tierischen oder mineralischen Substanzen eingesetzt werden sollen. Der Substanz kann eine größere Menge Wasser zugegeben werden, mit der der Patient innerlich oder äußerlich gewaschen wird. In anderen Fällen zündet Manoel Funzana das Heilmittel an, legt ein Tuch über den Patienten, der den Rauch einatmen soll, oder gibt die Substanz in kleine Schnitte, die er mit Rasierklingen in die Haut bestimmter Körperstellen geritzt hat. In ernsteren Fällen ruft Manoel Funzana in einer Zeremonie seine Ahnen zur Hilfe, um den bösen Geistern des Patienten zu begegnen und diese zu versöhnen oder zu vertreiben.

Doch wird der curandeiro nicht nur von Kranken um Rat und Hilfe gebeten: Nach traditionellen Vorstellungen umfasst Gesundheit auch die harmonische Beziehung zu den verstorbenen Vorfahren. Alle ein bis zwei Jahre sollten die Lebenden ihrer Ahnen in einer Zeremonie gedenken, um die Beziehung im gesunden Gleichgewicht zu halten. Auch diese Zeremonien führen traditionelle Mediziner wie Funzana durch. Für die Ahnenzeremonien werden Hühner und Ziegen geschlachtet und den Ahnen

das Blut und speziell zubereitete Getränke und Speisen auf dem Boden dargeboten. Später wird gesungen und getanzt, um die Beziehung zwischen Lebenden und Toten neu zu bekräftigen.

„Die Stärke der traditionellen Medizin ist, dass sie nicht nur körperliche Leiden behandelt, sondern gleichzeitig auch die psychologische und die soziale Ebene einbezieht“, bringt Maria Fatima Mangore, Direktorin des staatlichen Referats für Menschenrechte, die Vorzüge der traditionellen Medizin auf den Punkt, die in Afrika oft auch „grüne Medizin“ genannt wird. 75% der Mosambikaner nehmen heute die traditionelle Medizin in Anspruch; viele, wenn man bedenkt, dass die traditionellen Heil- und Glaubenspraktiken vom sozialistischen Regime in Mosambik als Aberglaube abgetan wurden und lange Zeit verboten waren. Während des Bürgerkriegs blieb angesichts der generell schlechten medizinischen Versorgung auch den Frelimo-Kämpfern oft nichts anderes übrig, als sich von einem curandeiro helfen zu lassen. Viele Renamo-Einheiten sollen gezielt traditionelle Mediziner eingesetzt haben, um die Kampfeskraft der Soldaten zu mehren und sie unverwundbar zu machen. Aber auch so mancher Frelimo-Kämpfer soll derartige Unterstützung erbeten haben. Mangore erklärt, dass die Frelimo-Regierung in dem weitläufigen Land die Verstöße gegen das Verbot traditioneller Glaubens- und Heilpraktiken nicht hätte ahnden können, und dass die traditionelle Medizin durch die Gräueltaten des Bürgerkriegs wohl eher noch in ihrer Rolle gestärkt worden wäre, da die Opfer beider Seiten auf ihre Hilfe angewiesen gewesen seien. Die curandeiros mussten sich zwar versteckt halten, gingen ihrer Tätigkeit aber im Verborgenen weiter nach und hielten so das Wissen der traditionellen mosambikanischen Heilkunst auch während des Bürgerkriegs am Leben. Mit den aus dem Krieg zurückkehrenden traumatisierten Opfern und Tätern standen sie gleich vor der nächsten großen Aufgabe – der Reintegration in die soziale Gemeinschaft – die ihre gesellschaftliche Position weiter stärkte.

Bis heute besetzen die traditionellen Mediziner diese starke Position in der mosambikanischen Gesellschaft und füllen diese auch selbstbewusst aus. Auf dem Land ist die traditionelle Medizin allgemein anerkannt und geschätzt. In der Stadt hingegen haftet ihr nach all den Jahren des Verbots durch das sozialistische Regime noch immer der Ruf des Okkulten an; zwar suchen auch heute viele Städter traditionelle Mediziner auf, doch würden die wenigsten dies offen zugeben, erzählt Mangore. Seit der Abkehr vom Sozialismus können traditionelle Lebensformen wieder offen gelebt und vom Staat unabhängige Vereinigungen gegründet werden. So gründeten curandeiros 1990 mit Hilfe des Gesundheitsministeriums die ‚Associação dos Médicos Tradicionais de Moçambique‘ (Vereinigung der traditionellen Mediziner Mosambiks). Die AMETRAMO will zum einen den Austausch

der traditionellen Heiler untereinander verstärken und sie so in ihrer Arbeit unterstützen und fördern. Zum anderen soll die gesellschaftliche Akzeptanz der traditionellen Medizin gestärkt und ihr ein fester, von der Regierung anerkannter Platz in der mosambikanischen Gesellschaft gesichert werden. Denn noch immer werden traditionelle Mediziner nicht offiziell anerkannt, da auch nach dem neuen mosambikanischen Recht nur heilen darf, wer eine staatlich anerkannte Ausbildung durchlaufen hat. Da es aber keine standardisierte und damit vom Staat zertifizierte Ausbildung im traditionellen Heilwesen gibt, haben die curandeiros nach wie vor auf staatlicher Ebene ein Legitimationsproblem, was zur Folge hat, dass sie nur wenig Unterstützung von der Regierung erhalten.

Alljährlich wird überall in Afrika am 31. August der ‚Tag der traditionellen afrikanischen Medizin‘ gefeiert. So auch in Mosambik, wo 2004 traditionelle Mediziner aus dem ganzen Land zum nationalen Treffen in die nördliche Provinzhauptstadt Quelimane kamen. Bereits am Tag davor trafen sich traditionelle und konventionelle Mediziner zu einem Workshop, um die Rolle der traditionellen Medizin im modernen mosambikanischen Staat zu diskutieren. Sowohl curandeiros als auch westlich ausgebildete Ärzte wünschen sich eine engere Zusammenarbeit, die bislang offiziell nicht möglich ist, da die traditionelle Medizin nicht staatlich anerkannt ist. Die AMETRAMO und andere Gesundheitsorganisationen engagieren sich nun für die Analyse der verschiedenen Heilmethoden, Heilpflanzen und -substanzen, um das umfangreiche traditionelle Wissen zu sammeln und vergleichbar zu machen. Da die Vegetation sich jedoch von Region zu Region unterscheidet und auch die Heilmethoden variieren, ist dies ein langwieriger Prozess. Die Workshop-Teilnehmer in Quelimane sind sich einig, dass die Annäherung und der Wissensaustausch der verschiedenen Heilmethoden beiden Seiten zugute kämen.

Die bereits im ganzen Land laufenden Aufklärungskampagnen über die Übertragungswege des HI-Virus haben viele traditionelle Mediziner für das Thema sensibilisiert. Mit dem Wissen um die Gefahren der Mehrfachverwendung von Rasierklingen bittet die curandeira Franziska Sandra Mutuka ihre Patienten nun, eigene Klingen zur Behandlung mitzubringen. Und auch sie selbst passe nun besser auf, nicht in den direkten Kontakt mit dem Blut ihrer Patienten zu kommen. Doch nicht nur für die traditionellen Mediziner ist ein Basiswissen der konventionellen Medizin hilfreich, auch die westlich ausgebildeten Ärzte könnten von den traditionellen Heilmethoden lernen. Vor allem in der Aids-Therapie versprechen sich viele Ärzte Vorteile durch eine kombinierte Behandlung. Denn auch die konventionelle Medizin hat schon lange erkannt, dass bei Langzeit-Kranken die psychische Verfassung einen großen Einfluss auf

den Krankheitsverlauf hat. Da die traditionellen Mediziner sowohl die seelische als auch die soziale Ebene bei der Behandlung von Kranken mit einbeziehen, könnte eine kombinierte Therapie neue Einsichten und Erfolge in der Betreuung von Aids-Patienten (in Mosambik) bringen. Auch die Analyse der traditionellen Heilpflanzen und -substanzen könnte neue Erkenntnisse für die Aids-Therapie mit sich bringen. Traditionelle Mediziner etwa setzen schon länger Pflanzen wie die afrikanische Kartoffel ein, um die körperliche Verfassung von Aids-Kranken zu stabilisieren. „Wir können so die Krankheit zwar nicht heilen, aber das Leben des Patienten verlängern und seine Lebensqualität verbessern“, bestätigt Xavier António Ernesto, Vorsitzender einer mosambikanischen, regierungsunabhängigen Hilfsorganisation. In einem armen Land wie Mosambik, wo die Zahl der HIV-Infizierten rasant ansteigt und sich kaum jemand die teuren Aids-Medikamente leisten könne, seien alle Mediziner gefordert, neue Wege zu beschreiten und alternative Behandlungsmethoden zu entwickeln.

7. Dona Chika

Dona Chika und weitere schätzungsweise 150 traditionelle Mediziner laufen singend und trommelnd durch Quelimane, um den ‚Tag der traditionellen afrikanischen Medizin‘ zu feiern. Auf dem Heldenplatz hält der Präsident der AMETRAMO und der Gesundheitsminister, der dafür mit dem Flugzeug aus Maputo gekommen ist, eine kurze Ansprache vor den Fernsehkameras. Dann teilen sich die curandeiros in kleine Gruppen auf, die sich unter den Schatten spendenden Bäumen zu Kreisen formieren. Schon bald schallt aus allen Richtungen lautes Trommeln, das von vielstimmigen Gesängen begleitet wird. Dona Chika mit ihren vielen bunten Perlenketten gibt in einem dieser Kreise singend den Takt an, bis sie in einen tranceähnlichen Tanz fällt; die Musiker reagieren auf ihre manchmal ruhigen manchmal abrupten Bewegungen. Später erzählt sie mit ihrer dunklen, rauchigen Stimme, dass sie in diesem Zustand mit ihren Vorfahren kommuniziert. Zwischendurch aber ist sie auch zu allerlei Späßen aufgelegt und bringt die Menschenmenge, die sich um den Kreis gebildet hat, zum Lachen oder motiviert die Musiker zu immer neuen Trommelkaskaden. Stundenlang geht es so weiter, bis sich die Gruppen erschöpft zerstreuen.

Einen Tag später besuche ich Franziska Sandra Mutuka, wie Dona Chika im alltäglichen Leben heißt. In Mosambik ist es üblich, dass jeder neben seinem bürgerlichen Namen von der Gemeinschaft einen traditionellen Namen bekommt. Als curandeira wird Mutuka von der Gemeinschaft Dona Chika genannt. Sie, die gestern ausgelassen tanzte und sang, ist nun

erschöpft und erzählt mit ruhiger Stimme von ihrer Arbeit als traditionelle Medizinerin, und wie nach dem Krieg viele Personen zu ihr kamen, die schlecht träumten und unter anderen Stresssymptomen litten. „Stirbt jemand eines unnatürlichen Todes, bleibt sein Geist rastlos und sucht sich einen anderen Menschen, den er beeinflussen und krank machen kann“, erklärt Mutuka den Ursprung vieler Krankheiten infolge des Krieges. Dona Chika wirft keine Steine, um die Diagnose zu stellen. Sie schüttelt rhythmisch eine Rassel und singt. Immer wieder riecht sie dabei an einer Muschel und den Perlenketten um ihren Hals, in die sie Substanzen eingearbeitet hat. Dies hilft ihr, in Kontakt mit ihren Vorfahren zu treten, sagt sie. Ist die Kommunikation mit den Ahnen aufgenommen, sagen diese ihr, was weiter zu tun ist. Mit Waschungen und anderen Zeremonien half sie vielen Kriegerückkehrern, mit dem Erlebten fertig zu werden. „Denn wer nicht von der Vergangenheit rein gewaschen wird, der lebt fortan in ständiger Angst, wird krank, kann kein Vertrauen mehr zu anderen Menschen fassen und hat viel Unglück im Leben“, erklärt Mutuka die Tragweite der Kriegserlebnisse.

Auch sie selbst blieb nicht von den Schrecken des Krieges verschont, erzählt sie mit ihrer rauhen, heiseren Stimme, die immer leiser und brüchiger wird. Eines Tages kamen Renamo-Soldaten, die ihr Haus in Murrumbala ausraubten. Sie nahmen alle Wertgegenstände und Geld an sich und schlugen und misshandelten die curandeira, die sich zur Wehr setzte. Kurz darauf erfuhr sie, dass ihre einzige Tochter in der Schule getötet worden war. Nackt floh Mutuka vor der Renamo aus Morrumbala. Tagsüber hielt sie sich versteckt, um in der Nacht weiter durch den Wald zu laufen, in der Hoffnung, einen sicheren Ort zu finden. Schließlich kam sie nur mit einer Unterhose bekleidet und mit blutigen Füßen in der 200 Kilometer entfernten Provinzhauptstadt Quelimane an. Nicht nur die ständige Angst vor einem Zusammentreffen mit bewaffneten Soldaten, sondern auch die Gefahren des „Buschs“ – fern dem zivilisierten Leben in den Dörfern – bekommen ein Gesicht, wenn Franziska Sandra Mutuka mit großen ernsten Augen von ihrer Flucht erzählt. Auch sie habe sich vor den vielen Geistern der Getöteten in Acht nehmen müssen. Doch dies alles gehöre nun der Vergangenheit an, und andere traditionelle Mediziner hätten auch ihr geholfen, mit den schrecklichen Geschehnissen abzuschließen. „Doch bis heute träume ich manchmal nachts, dass der Krieg immer noch nicht aufgehört hat. Viele aus meiner Familie sind gestorben, meine Tochter ist gestorben, und im Traum erinnere ich mich daran“, schränkt Mutuka ein. Nachdenklich erzählt sie weiter, dass sie auch nach dem Krieg in der Provinzhauptstadt geblieben und nicht in ihre alte Heimat Morrumbala zurückgekehrt sei. Nur ab und zu macht sie sich auf den Weg, um dort Heilpflanzen und -substanzen zu sammeln, die es in der Umgebung von Quelimane nicht gibt.

8. Milange: Die Flucht über die Grenze

Im Norden von Mosambik können Distanzen von wenigen hundert Kilometern Welten bedeuten. 324 Kilometer Schotterpiste liegen zwischen Quelimane und Milange an der Grenze zu Malawi; unvorhersehbar ist jedoch die Zeit, die man für diese Strecke braucht, denn ein öffentliches Transportsystem gibt es in dieser Region nicht. Den Tipp, wenn möglich gleich morgens um vier Uhr am Marktplatz eine Mitfahrgelegenheit zu suchen, nehme ich mir zu Herzen. Die erste Etappe stimmt mich optimistisch: Nach drei Stunden erreiche ich in einem Minibus das 150 Kilometer entfernte Mocuba. Hier ist erst einmal Endstation, denn die Strecke nach Norden an die malawische Grenze fahren nur noch LKWs und chapas – Pickups, deren Ladefläche man sich mit bis zu 20 anderen Personen, Hühnern, Ziegen und allerlei anderem Gepäck teilt. Also erkundige ich mich, wann der nächste chapa fährt und ernte überall nur Schulterzucken bis mir schließlich jemand die Stelle am Marktplatz zeigt, wo die chapas nach Milange abfahren. 14 Leute stehen bereits um einen grünen Pick-up, doch der Fahrer erklärt, dass er erst losfährt, wenn 18 Passagiere zusammen sind. Zwei Stunden warten wir in der prallen Sonne und von afrikanischer Lässigkeit ist nichts zu bemerken. Alle sind genervt, doch keiner der Wartenden traut sich, was zu sagen. Schließlich kommt ein leerer LKW vorbei, der uns eine Mitfahrgelegenheit anbietet. Nicht alle reagieren, denn der chapa-Fahrer hat schon Geld eingesammelt, und die wenigsten wagen, es von ihm, der sich lautstark weigert, zurück zu fordern.

Nach einigem Hin und Her sitze ich mit den meisten anderen Passagieren erleichtert auf der Ladefläche des LKWs, der sich auch schon bald holpernd in Bewegung setzt. Doch die Freude dauert nicht lange, denn schon bald verlangsamt der LKW sein Tempo, um schließlich am Wegesrand bei ein paar kleinen Hütten anzuhalten: Der Kühler hat seinen Geist aufgegeben und muss repariert werden. Es scheint ein ernsthafteres Problem zu sein und so steige ich mit den anderen Fahrgästen auf die Ladefläche des nächsten vorbeikommenden Autos. Die verschiedensten Fahrzeuge nehmen unsere kleine Reisegruppe, die immer mehr zusammen wächst, immer wieder ein Stück mit. Als es dunkel wird, scheint es, als kämen wir in dieser Nacht nicht mehr weiter. Mitten im Nirgendwo an ein paar kleinen Hütten von Verwandten unseres Mitreisenden Quinho werden wir abgesetzt. Die alten Leute liegen schon im Bett und blinzeln uns etwas verwirrt an. Quinho erklärt ihnen unsere Lage und sie breiten uns mit einem freundlichen Lächeln eine Bastmatte auf dem Boden aus. Schon bald gibt Quinho ihnen zu verstehen, dass er Hunger hat und gerne etwas essen würde. Kurz darauf flattert ein Huhn an uns vorbei, das zu entfliehen versucht. Doch zu spät – wenig später

ist es im Kochtopf und wird zu einer duftenden Soße verarbeitet, die uns mit dampfendem massa serviert wird. Quinho schlägt zu und auch der Rest der Gruppe lässt sich das Essen nicht entgehen. Plötzlich spitzt Quinho die Ohren und bald machen auch wir ein dumpfes Motorengeräusch aus. Langsam nähern sich die zwei Scheinwerferkegel eines LKWs. Ein Freund von Quinho steigt aus und erklärt sich bereit, uns mitzunehmen. Zu fünft quetschen wir uns in die kleine Fahrerkabine, da der LKW hoch beladen ist, und erreichen nach weiteren zwei Stunden holpriger Fahrt durch die wirklich dunkle Nacht die Grenzstadt Milange. Es ist bereits nach Mitternacht und so bietet mir Quinho für die Nacht Unterschlupf bei seiner Familie an. Verstaubt von der langen Reise und dankbar für die Gastfreundschaft falle ich schon bald in einen tiefen Schlaf.

Es mag an der kleinen „Weltreise“ liegen, dass ich mir am nächsten Tag vorkomme, als sei ich in einer anderen Welt gelandet. Bei Tageslicht mache ich einen ersten kleinen Rundgang durch die Grenzstadt Milange. Majestätisch erheben sich die hohen Berge Malawis im blauen Morgendunst hinter der Stadt, und wo ich auch lang gehe, ich treffe auf Kirchen, Kirchen und noch mehr Kirchen: Über 300 soll es im 340.000 Einwohner zählenden Milange geben. An keinem anderen Ort in Mosambik habe ich vorher und nachher so viele Gotteshäuser gesehen. Friedlich sonnt sich die Stadt im Morgenlicht, doch schon bald treffe ich auf die Reste eines großen Gebäudes, von dem nur noch die von Einschusslöchern übersäten Mauern stehen. Heute wird es als Schule genutzt und Wellblechdächer schützen die Schüler, die während des Unterrichts in den Ruinen auf der Erde sitzen, vor Sonne und Regen. In der Pause spielen einige von ihnen auf dem Panzer, der auf dem Gelände vor sich hin rostet.

Der Bürgerkrieg hat auch die entlegene Stadt Milange nicht verschont, erklärt mir wenig später José Celestino vom Stadtrat. Die gesamte Region um Milange war lange von der Renamo kontrolliert worden. Die Renamo-Soldaten zwangen die Menschen zu regelmäßigen Abgaben von Lebensmitteln an den Militärstützpunkt in Morrumbala. „Es war eine Schinderei, denn wir mussten 50 Kilogramm schwere Mehlsäcke die ganzen 150 Kilometer bis nach Morrumbala schleppen“, macht Celestino die Ausmaße dieser Forderung deutlich. Dann im September 1986 attackierte die Renamo die Stadt Milange. Mitten in der Nacht kamen die Soldaten, denen sich bereits Leute aus den umgebenden Dörfern angeschlossen hatten, um weitere Menschen gefangen zu nehmen und die Stadt zu plündern. „Sie töteten wahllos viele Menschen, nahmen alle Wertgegenstände und Nahrungsmittel mit, die sie finden konnten. Wer konnte, der floh Richtung der Grenze nach Malawi. Es blieb uns keine Zeit, wir konnten nichts mitnehmen, und viele wurden auf der überstürzten Flucht von ihrer

Familie getrennt“, erzählt Celestino mit Nachdruck. Im Anschluss an den Überfall zerstörten die Renamo-Soldaten wichtige Punkte in der Stadt wie die Teefabriken und brannten Häuser aus, um eine schnelle Rückkehr der Geflohenen zu verhindern.

Viele, vor allem junge Männer und Frauen wie den damals zwölfjährigen João Ernesto Zeferino, nahmen die Renamo-Kämpfer mit auf den etwa 150 Kilometer entfernten Stützpunkt in Morrumbala. Zeferino lebte dort zunächst in einem Bereich für den Nachwuchs. Ihm gelang die Flucht, doch wurde er bald erneut gefangen genommen und lernte, sich mit der neuen Situation zu arrangieren: „Du musst dich an das Leben auf dem Stützpunkt gewöhnen, denn weil der Stützpunkt geschlossen und überwacht ist, hast Du keine andere Wahl“, beschreibt Zeferino seine Anfangszeit auf dem Militärstützpunkt. Er, der bereits die sechste Klasse besucht hatte und bereits gut lesen und schreiben konnte, half zunächst bei Büroarbeiten. Später erhielt er eine sechsmonatige medizinische Grundausbildung und lernte Beine zu amputieren und andere Erste-Hilfe-Maßnahmen durchführen. „Von da an begleitete ich die Angreifertruppen und lebte im Wald, wo wir jede Nacht an einem anderen Ort schliefen“, erinnert sich Zeferino an die Jahre des Bürgerkriegs.

Seine Eltern Emilia und Ernesto Pinto flohen nach dem Überfall auf Milange nicht wie die meisten anderen nach Malawi, sondern in das 14 Kilometer entfernte Tengua, wo sie ein kleines Grundstück mit Gemüsegarten besitzen. Auch diese Gegend wurde von der Renamo kontrolliert, die in unmittelbarer Nachbarschaft kleinere Niederlassungen hatte; so konnte João Ernesto Zeferino in der Anfangszeit ab und zu seine Eltern besuchen. Emilia Pinto erinnert sich mit weichem Gesicht an die Besuche ihres Sohnes und erzählt fast gelassen von den Renamo-Soldaten, die regelmäßig kamen, um Lebensmittel abzuholen. Eineinhalb Jahre blieben Emilia und Ernesto Pinto auf ihrer machamba in Tengua, bis Anfang 1988 die gesamte Region um Milange von der Frelimo bombardiert wurde, um die Renamo zurück zu drängen. Das Ehepaar Pinto floh vor den Bomben und folgte den Flüchtlingsströmen ins Nachbarland Malawi. Die Flüchtlingslager Melosa und Chiringa, nahe der Grenze zu Milange, waren bereits überfüllt, so dass sie in das 240 Kilometer entfernte Flüchtlingscamp Nkwayi gebracht wurden. Ihren Sohn sahen sie erst 1992 wieder. Nach Kriegsende und der allmählichen Auflösung der Kämpfereinheiten gelang ihm die Flucht zu seiner Familie nach Malawi.

In der nahe Milange gelegenen Ortschaft Belua, hatte sich der Dorfvorsteher mit der Renamo verbündet. Sein Nachfolger Alberto Namenda erzählt, dass die meisten auch nach den Angriffen auf Milange in Belua wohnen blieben, bis die Frelimo die Gegend zu bombardieren begann. Die Menschen, die nicht

vor den Bomben geflohen waren, wurden kurz darauf von den eintreffenden Frelimo-Truppen vertrieben, die die zurückgebliebenen Renamo-Anhänger bekämpften. „Sie nahmen uns alles, Besitzgegenstände, Mehl, Frauen und Männer. Es war ein großes Leiden. Nicht mal mehr T-Shirts zum Anziehen hatten wir, so dass wir uns in Säcke hüllen mussten“, erinnert sich Namenda. Er und viele andere flohen durch den Wald über den Fluss Melosa nach Malawi, wo sie in den bereits errichteten Flüchtlingscamps aufgenommen wurden.

Andere hingegen blieben in der Region. So etwa Alice Sacondane, die bei ihrem Bruder bleiben wollte, der weiter die Renamo unterstützt. „Wie die Tiere im Wald haben wir gelebt. Wir wussten oft nicht, wo wir die nächste Nacht schlafen würden und waren immer bereit zur Flucht“, schildert sie diese Zeit der Kämpfe zwischen Renamo- und Frelimo-Anhängern. In ihren Erzählungen unterscheidet sie kaum zwischen den beiden Bürgerkriegsparteien, denn „wenn die Frelimo kam, litten wir, und wenn die Renamo kam, litten wir auch. Die Frelimo-Leute waren die Feinde der Renamo und umgekehrt. Jeder kämpfte gegen jeden. Am Ende wusste keiner mehr warum.“ Sacondanes Erinnerungen an die Ursachen des Krieges und die verschiedenen Absichten der beiden Kriegsparteien verschwimmen – was übrig bleibt sind die lebhaften Erinnerungen an das erlittene Leid, die bis heute ihr Leben bestimmen. Beinahe ihre ganze Familie hat sie verloren.

Doch auch in den Flüchtlingslagern war die Situation der geflohenen Mosambikaner leidvoll. José Celestino, der fast acht Jahre im Flüchtlingslager Melosa lebte, erinnert sich an die anfängliche Hilflosigkeit der malawischen Regierung angesichts der zahlreich ins Land strömenden Flüchtlinge. Die katholische Kirche reagierte als erste und half mit Lebensmittelspenden und Materiallieferungen, so dass sich Celestino und die vielen anderen Flüchtlinge notdürftige Unterkünfte bauen konnten. Später unterstützten auch andere internationale Organisationen die mosambikanischen Flüchtlinge. Dennoch waren die Nahrungsmittellieferungen oft nicht ausreichend und die Flüchtlingslager schon bald überfüllt. Celestino hätte nie gedacht, „dass wir Jahr um Jahr dicht aneinander gedrängt sitzen würden und nichts anderes tun könnten als auf Nahrungslieferungen zu warten.“ Diese nicht nur für ihn schwer erträgliche Situation wurde zusätzlich erschwert durch die Anfeindungen der in der Umgebung lebenden Malawier. Da das Flüchtlingslager auf ihren Anbauflächen errichtet worden war, wussten einige Malawier bald selbst nicht mehr, was sie essen sollten – Aggressionen machten sich breit. Obwohl der Krieg längst nicht vorbei war, gaben sie den Flüchtlingen bald offen zu verstehen, dass sie in Malawi nicht erwünscht seien und in ihr eigenes Land zurückkehren sollten. So litten die Geflohenen

zwar nicht direkt unter den Kriegsgeschehnissen, wohl aber unter der jahrelangen Unsicherheit und den schlechten Lebensbedingungen in den Flüchtlingslagern.

Die christlichen Kirchen, die sich schon während der Kolonialzeit in Milange etabliert hatten, begannen auch in den Flüchtlingscamps eine immer wichtigere Rolle zu spielen. Pater Mariano vom Kapuziner-Orden und andere Missionare suchten die malawischen Flüchtlingscamps auf, um den Flüchtlingen Beistand zu leisten. Dort wiesen sie Gläubige in die christliche Lehre ein, die danach als Multiplikatoren ihre Gemeinden im Exil führen sollten. Das christlich-religiöse Leben kam so in den Flüchtlingslagern nicht zum Stillstand, sondern erlebte vielmehr einen neuen Aufschwung. Zusätzlich unterstützt wurde dieser Prozess von den vielen verschiedenen pfingstkirchlichen Gemeinden in der stark christlich geprägten, ehemals britischen Kolonie Malawi, die ebenfalls den mosambikanischen Flüchtlingen zu helfen versuchten. Viele Mosambikaner nahmen in den Flüchtlingslagern den christlichen Glauben an und gründeten später in Milange neue (Pfingst-) Gemeinden.

Seit dem Kriegsende 1992 kehrten viele aus Malawi nach Milange und in ihre Dörfer zurück; die offizielle Rückführung der Flüchtlinge aus den Nachbarländern mit Hilfe der Vereinten Nationen erfolgte jedoch erst 1994. José Celestino war noch in Melosa, als die Busse des Roten Kreuz kamen, um die letzten Flüchtlinge zurück nach Mosambik zu bringen. In Milange hatten bereits viele mit Unterstützung der Kirchen und internationaler Hilfsorganisationen ihre Häuser wieder aufgebaut und Gärten bepflanzt. Christliche Gruppen wie der Kapuziner-Orden trugen mit dem Bau von Schulen und mit Alphabetisierungskampagnen zum allgemeinen Wiederaufbau bei. Pater Renato vom Kapuziner-Orden betont die zentrale Bedeutung materieller Hilfe in dieser Zeit, als es den Menschen in Milange an allem mangelte. Angesichts der großen materiellen Not sei die Verarbeitung der Vergangenheit daher fast zweitrangig gewesen. Doch hätten die Kirchen auch geholfen, mit dem Erlebten abzuschließen: „Mit dem Wort Gottes konnten wir sagen, das Vergangene ist vorbei. Wir müssen alles vergessen und einander vergeben. Wir alle sind Kinder Gottes, die jetzt gemeinsam ein neues Leben beginnen müssen.“ Die Frage, ob es auch in seiner Kirche Reinigungsrituale für die Kriegsrückkehrer gab, wehrt Pater Renato heftig ab. Auch distanziert er sich deutlich von den traditionellen Heilern, mit denen die Pater auch in den Flüchtlingslagern in Kontakt gekommen seien. Die curandeiros hätten dort versucht, den Menschen mit „fragwürdigen“ Praktiken zu helfen. Pater Renato beschreibt dies als Rückschritt, denn die Kirche arbeite daran, derartige Heilpraktiken und Initiationsrituale zu überwinden. Auch José Celestino bestätigt, dass es in den Kirchen keine den

traditionellen Zeremonien ähnlichen Waschungen gegeben hätte, wohl aber in großer Gemeinschaft durchgeführte Segnungen mit Weihwasser. „Das hat uns geholfen. Traditionelle Zeremonien haben wir da nicht mehr gebraucht“, schließt Celestino das Thema.

Im Gegensatz zu Quelimane scheint in Milange die traditionelle Medizin keine sehr große Rolle zu spielen. 75% der Bevölkerung von Milange bezeichnen sich heute als Christen. Auch außerhalb der Stadt, in den kleinen Dörfern, findet man Kirchen. In Belua, erzählt der Dorfvorsteher Alberto Namenda, hätten einige Pastoren auch während des Bürgerkriegs mit der Renamo eine Art Waffenstillstand für die Zeit des Sonntagsgebets vereinbart; die Gemeinschaft habe so dem christlichen Glauben weiter nachgehen können. Weder während noch nach dem Krieg hätten traditionelle Heiler ihnen geholfen, sagt die in der Region gebliebene Alice Sacondane. „Untereinander hatten wir ohnehin keine Probleme, denn als wir einander wieder begegneten, war das die reine Freude. Wir wollten nur unsere Freunde sehen und waren froh, wenn sie noch lebten. Wir dankten Gott und baten um Vergebung“, beschreibt Namenda das erneute Zusammentreffen in Belua. Angesichts der Zerstörungen, von denen sich das Dorf bis heute nicht erholt hat, habe man andere Sorgen gehabt, als sich gegenseitig anzuschuldigen. Jeder kehrte in seine Ruine zurück und musste sehen, wie er sie wieder aufbaute und seine Felder bestellte. Hierbei hätten ihnen vor allem die internationalen Hilfsorganisationen und auch die Kirchen geholfen, die anfangs Nahrungsmittel, Werkzeuge und Saatgut verteilten.

Dennoch gibt es traditionelle Mediziner in Milange. Fernando José Maconde war nach den Überfällen der Renamo auf Milange nach Malawi geflohen, wo er im Flüchtlingslager Melosa eine curandeira traf, die ihn und andere Kranke behandelte. Da er über genug spirituelle Kraft verfüge, habe sie ihn zum curandeiro ausgebildet. Beide kehrten nach dem Kriegsende nach Milange zurück, wo sie bis heute praktizieren. Maconde ist inzwischen zum Präsidenten der regionalen Niederlassung der AMETRAMO gewählt worden. Bei einem Treffen mit verschiedenen Gesundheitsorganisationen, die in der Aids-Prävention arbeiten, merkt er an, dass die traditionelle Medizin in Milange eine untergeordnete Rolle spiele und die gesellschaftliche Akzeptanz niedrig sei. Fragt man Menschen in Milange nach traditionellen Heilmethoden, winken die meisten lachend ab. Nach anfänglichem Zögern erzählt aber doch der eine oder andere, dass bei bestimmten Krankheiten oder zur allgemeinen Verbesserung der körperlichen Verfassung, vor allem bei Kindern, curandeiros aufgesucht werden.

9. Nampula:

Das Leben in der Nachbarschaft eines Renamo-Stützpunktes

Auch das Leben in der Provinz Nampula war über Jahrzehnte von gewaltsamen Auseinandersetzungen geprägt: Sowohl während des antikolonialen Befreiungskampfes als auch während des Bürgerkriegs wurde hier wie in den Nachbarprovinzen Zambezia und Cabo Delgado besonders erbittert gekämpft. Der Norden Mosambiks war besonders stark vom portugiesischen Kolonialsystem beeinflusst. Von der vor der Küste Nampulas liegenden Insel Ilha de Moçambique zogen die Portugiesen aus, um die unter arabischem Einfluss stehenden Handelsstädte entlang der ostafrikanischen Küste zu erobern. Die Insel bot den Portugiesen ausreichend Schutz gegen die Angriffe der Afrikaner und der arabischen Händler vom Festland. Eine größere Gefahr waren die Angriffe vom Meer – später auch durch konkurrierende Kolonialmächte – gegen die sich die Portugiesen mit dem Bau eines mächtigen Forts schützten. Obwohl die Insel mehrmals eingenommen wurde, schaffte es niemand, das Fort zu stürmen, das im 18. Jahrhundert als unbezwingbar galt. Fast 400 Jahre war die Ilha de Moçambique Mittelpunkt portugiesischer Aktivitäten in Ostafrika, bis mit der Abschaffung der Sklaverei (auf Druck Großbritanniens), dem Niedergang des Elfenbeinhandels und dem Aufblühen der Kap-Provinz die wirtschaftliche Ausrichtung des südlichen Afrikas weiter nach Süden begann. Südafrika wurde zum Mittelpunkt der imperialistischen Aktivitäten im südlichen Afrika und die Ilha de Moçambique geriet in eine Randlage: 1897 verlegte die portugiesische Kolonialmacht die Hauptstadt nach Laurenço Marques (heute Maputo), 1935 wurde auch die Provinzverwaltung von der Insel aufs Festland verlegt.

Seitdem entwickelte sich die ehemalige Kleinstadt Nampula zur drittgrößten Stadt Mosambiks und zum Wirtschaftszentrum des Nordens. Als die antikoloniale Befreiungsbewegung sich gegen die Portugiesen aufzulehnen begann, war der Einfluss der zum Teil seit mehreren Generationen im Norden Mosambiks lebenden Portugiesen immer noch stark. Von der nördlichsten, an Tansania grenzenden Provinz Cabo Delgado breitete sich der antikoloniale Widerstand auf die Provinzen Niassa, Nampula, Zambezia, später auch auf Tete und bis in die Landesmitte nach Manica und Sofala aus. In der Stadt Nampula stationierte die Kolonialregierung bereits in den 1960er Jahren Militär gegen die Unabhängigkeitskämpfer der Frelimo, die sich in der Provinz erbitterte Kämpfe mit der portugiesischen Bevölkerung lieferte. Nach der Unabhängigkeit und den Regierungswahlen regierte die Frelimo in der Provinzhauptstadt Nampula. Als der Bürgerkrieg Anfang der 1980er Jahre die Provinz erreichte, verteidigte die Frelimo die Stadt Nampula

erfolgreich gegen die Renamo. Hier, wie auch auf der gut geschützten Ilha de Moçambique, fanden viele Menschen während der Bürgerkriegsjahre Zuflucht.

Beim Thema Krieg erinnern sich die Menschen in der Provinz Nampula meist an den erfolgreichen Unabhängigkeitskampf der Frelimo. Außerhalb der Provinzstadt Nampula, wo der Bürgerkrieg Anfang der 1980er Jahre vergleichsweise früh und heftig ausbrach, haben die Menschen auch den Bürgerkrieg in lebendiger Erinnerung. Das Landesinnere der Provinz Nampula ist dicht bewaldet und schwer zugänglich. Derartig unwegsame Gebiete ermöglichten der Renamo den versteckten Aufbau militärischer Stützpunkte, von denen sie – wiederum geschützt vom dichten „Busch“ – ihre Angriffe auf die Dörfer der Region starten konnte. Nach den Angriffen bot der dichte Wald den Renamo-Soldaten gute Rückzugsmöglichkeiten. Diese Region zu befahren ist auch heute noch harte Arbeit: der Fahrer, der mich zusammen mit einem lokalen Dokumentarfilmer ins Innere der Provinz bringt, ist schweißüberströmt, als er den Jeep über die schmalen Sandpfade dirigiert. Manche Pfade sind auf den ersten Blick kaum zu erkennen, so dicht ragen Büsche und Gräser vom Wegrand über sie drüber. Während der Wagen sich durch den Sand quält, schiebt er die Vegetation auseinander und schlägt sich so seine Schneise durch das Dickicht. Ich beginne zu verstehen, was unwegsames Gelände in Mosambik bedeutet und welche Versteckmöglichkeiten es Kämpfern geboten haben mag. Geht man nur wenige Meter in den dichten Wald hinein, ist man verschwunden. Auch bekomme ich eine Ahnung davon, wie mühsam der tagelange Marsch durch das Gestrüpp sein muss.

Nach einer langen, holprigen Fahrt kommen wir in Meceburi an. Wie auf dem Land in Mosambik üblich, ruft der Vorsteher des Ortes eine Art Dorfversammlung zusammen, um gemeinsam ein Interview zu geben. Der Dorfvorsteher berät sich immer wieder mit den anderen alten Männern der Runde und erzählt schließlich, wie Meceburi von Renamo-Soldaten überfallen wurde. Über das genaue Datum herrscht Uneinigkeit. Man ist sich zwar sicher, dass der erste Überfall am 11. April stattfand, doch auf ein Jahr kann sich die Versammlung nicht einigen. Bei dem ersten Überfall der Renamo auf Meceburi sollen 35 Dorfbewohner verschleppt und viele Güter geraubt worden sein. Viele flohen in die umliegenden Berge und versteckten sich dort. Angesichts der brutalen Vorgehensweise der Renamo-Soldaten hatte beim zweiten Überfall keiner mehr den Mut, im Dorf zu bleiben, so dass alle, die konnten, in die Berge flohen. Wieder wurden einige gefangen genommen, die Güter, die noch da waren, geraubt und die Häuser in Brand gesteckt. Manoel Mwailewa wurde beide Male von der Renamo verschleppt. Eine Woche nach dem ersten Mal gelang ihm die

Flucht zurück ins Dorf zu seiner Familie, beim zweiten Mal lebte er ein Jahr in einer kleinen Ansiedlung in der Nähe des Militärstützpunkts. Die Renamo errichtete mit den Ansiedlungen rund um den Militärstützpunkt eine Art menschlichen Schutzwall, um einerseits früh genug zu erfahren, wenn Angreifer sich nähern sollten, und andererseits die Frelimo-Soldaten abzuschrecken, die bei einem Angriff des Renamo-Stützpunktes das Leben unzähliger Unschuldiger aufs Spiel gesetzt hätten. Mwailewa erzählt, dass jeder, der aus diesen Ansiedlungen fliehen wollte, damit rechnen musste, erschossen zu werden. Denn die Ansiedlungen wurden von bewaffneten Personen streng kontrolliert. Die Forderungen an die Bewohner waren überschaubar, so schildert er: „Wir mussten nicht viel mehr tun, als machambas anzupflanzen. So ernährten wir uns und lieferten einen Teil der von uns produzierten Lebensmittel an den Stützpunkt. Trotzdem lebten wir in ständiger Angst.“

Auch Adriana Necua wurde von der Renamo gefangen genommen. Zusammen mit ihrer Familie war sie vor den Überfällen auf das Dorf an einen Fluss in die Berge geflohen. Hier bereitete sie gerade das Mittagessen vor, als Renamo-Soldaten kamen. Da die Schwangere allein mit ihren drei Kindern war, konnte sie nicht weglaufen und wurde schließlich gezwungen, mitzugehen. Zwei Tage musste sie mit den Soldaten durch das Dickicht laufen, bis sie die Ansiedlungen um den Stützpunkt bei Muecate erreichten, wo sie bleiben sollte. Hier gebar sie ein weiteres Kind. Ihre älteste Tochter wurde in den Stützpunkt verschleppt, wo die damals Siebenjährige fortan kochen, abwaschen und Wasser holen musste. Der Mutter gelang zusammen mit ihren drei anderen Kindern nach etwa einem Jahr die Flucht aus den Ansiedlungen. In Mecehuri wartete ihr Mann, der die Hoffnung auf ihre Rückkehr noch nicht aufgegeben hatte; zusammen begannen sie, das zerstörte Haus wieder aufzubauen, um ein neues Leben zu beginnen. Als das Ende des Krieges mit der Unterzeichnung des Friedensvertrags in Rom endgültig besiegelt worden war, schrieb Necua einen Brief an die Renamo. Sie forderte die Rückgabe der geraubten Tochter und wenig später kam ihre Tochter frei.

Adriana Necua, die weite Strecken durch den Wald gelaufen war und einige Zeit außerhalb der Gemeinschaft gelebt hatte, suchte bei ihrer Rückkehr nach Mecehuri als erstes einen traditionellen Heiler auf, „denn auch früher schon sind wir, wenn wir längere Zeit fern unserer Heimat Erde auf Wanderschaft waren, bei der Rückkehr zum curandeiro gegangen.“ Der traditionelle Heiler suchte im Wald die geeigneten Wurzeln und Blätter, um aus ihnen einen Auszug herzustellen, mit dem er Adriana Necua von innen und außen wusch. Mit einem Hühnchen und Maismehl erwies sie ihren Ahnen die Ehre und dankte dem curandeiro. Eine derartige Zeremonie

sei vergleichbar mit Zeremonien, die man früher durchgeführt habe, wenn jemand aus dem Gefängnis freigelassen worden war und zurück in die Dorfgemeinschaft kam, erklärt der Distriktvorsteher Alba José Bachela. Zwischen der Dorfgemeinschaft und den Rückkehrern vom Militärstützpunkt habe es keine Probleme gegeben. „Man gab sich die Hand und fertig“, bekräftigt der traditionelle Mediziner Saponete Kariki. Wohl aber litten viele der Rückkehrer unter Kopfschmerzen und waren in einem mental verwirrten Zustand, „denn wer jemand anderen getötet hat, dessen Kopf ist durcheinander und der weiß fortan nicht mehr, was er tut.“ Schon der bloße Kontakt mit fremdem Blut und das Steigen über Leichen verwirren die Menschen, erklärt Kariki. Er und andere curandeiros hätten viele daraufhin behandelt und wieder in den Zustand seelischen Gleichgewichts gebracht. So könnten sie heute wieder einem normalen Leben nachgehen.

Während der Dorfversammlung in Mecehuri schlugen die älteren Männer öfter einen geheimnisvollen Ton an, immer wieder fällt dann der Name Naparrama. Schon vorher hatte ich von den sagenumwobenen Kämpfern gehört, denen nachgesagt wird, dass sie eine Tinktur herstellen können, die unverwundbar macht. Die Männer in Mecehuri erzählen mit einem gewissen Stolz, die Naparramas seien bei ihnen gewesen, um sie im Kampf gegen die Renamo zu unterstützen. Sobald der Name Naparrama erklingt, horchen alle auf und beginnen durcheinander zu diskutieren. „Ohne die Naparramas wäre heute noch immer Krieg“, erklärt José Bachela im Brustton der Überzeugung. Viele in der Runde nicken zustimmend. Selbst Schüsse hätten ihre Haut nicht durchbohren können, bestätigen die Männer. Sie hätten manchen in ihrem Dorf sogar gezeigt, wie man die kraftvolle Tinktur herstellt. Als ich nachfrage, stellt sich raus, dass unter den Anwesenden weder die traditionellen Heiler noch sonst wer weiß, wie man die Schutztinktur herstellt. Am Ende der Versammlung höre ich am Rande einen Mann ärgerlich sagen, dass das alles nicht wahr sei und die Naparramas nie in Muecate gewesen seien.

Zurück in der Stadt Nampula konnte ich etwas mehr über die sagenumwobenen Kämpfer herausfinden: Man schickte mich ins Ethnologische Museum, wo mir der Museumsdirektor einen Interviewpartner vermittelte. António Celestino kennt die Provinzen Cabo Delgado und Nampula gut, wo das Phänomen der Naparramas seinen Anfang genommen haben soll. Naparrama sind die Menschen, die mit dem Medikament parrama behandelt wurden, erklärte er. Mit Rasierklingen schneidet man kleine Schnitte in die Haut, in die man die Tinktur gibt. „Wer derartig behandelt wurde, dem kann kein Eisen was antun. Den schneidet kein Messer und durchbohrt keine Kugel.“ Diese Kunst habe eine lange Tradition in den nördlichen Provinzen und sei früher schon während der kämpferischen Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen Gruppen zur Verteidigung genutzt worden. Während des

immer grausamer werdenden Bürgerkrieges erinnerte sich die Bevölkerung an die alte Kunst und die traditionellen Mediziner hätten begonnen, die Tinktur wieder herzustellen. Das kleine Krabbeltierchen ebenene gehöre zu den Zutaten des Medikaments parrama, „denn dieses Tierchen lässt sich weder mit Messern noch mit Schwertern schneiden. Außerdem gibt es da einen Baum. Wenn man seine Rinde einritz, heilt er sich selbst und kurz darauf ist der Schnitt verschwunden. Diese und andere Zutaten präparieren einen gut gegen jegliche Munition.“ Alle Zutaten und die genaue Zusammensetzung für die Herstellung des Medikaments parrama kannte Celestino jedoch nicht.

Weiter erzählte er, dass der Naparrama-Anführer Manoel António aus Balama in Cabo Delgado, nahe der Grenze zur Provinz Nampula, während des Kriegs mit dem Medikament auch an die Frelimo heran getreten sei. Aufgrund ihrer sozialistischen Weltanschauung wollte diese jedoch nichts von dem Zauber wissen. Einige Frelimo-Soldaten habe er trotzdem von der Wirkung des parrama überzeugen können. „Die Naparramas wurden nie offiziell anerkannt und entstanden eher aus dem Volk heraus, um sich zu verteidigen. Denn der Krieg war damals überall. Alles war voll von Milizen, die nicht mal vor den Badezimmern halt machten, so dass sich das Volk wehren musste“, erklärte Celestino die Entstehung der Naparrama-Bewegung. Auch kleine Kinder habe man mit parrama schützen müssen, denn in dieser Zeit hätten selbst Sechsjährige Messer mit auf den Schulweg genommen, um sich im Falle eines Angriffes wehren zu können. Dass Manoel António der Anführer der Naparrama-Bewegung gewesen sei, wisse aber heute kaum noch jemand. Dieser habe vielen beigebracht, wie man die Tinktur herstellt, die wiederum in ihre Dörfer zurückgekehrt seien und ebenfalls das Wissen an andere weitergegeben hätten.

Doch unsere Reise ging weiter durch die Provinz Nampula: Von Mecehuri fahre ich mit dem Dokumentarfilmer weiter nach Namahia, einem kleinen Ort in der Nähe des ehemaligen Renamo-Stützpunktes bei Muecate. Auch hier ruft der Dorfvorsteher die Dorfbewohner zu einer Versammlung unter dem großen Mangobaum vor seinem Haus zusammen. Bereits 1983 war die Renamo nach Namahia gekommen und hatte die Bewohner aus ihrem Dorf verschleppt, um sie um den Stützpunkt herum anzusiedeln. Die bis zu 20 Häuser großen Ansiedlungen wurden von jeweils einem Renamo-Soldaten kontrolliert.

Auch der traditionelle Heiler Hóracio Massaua lebte in einer dieser Ansiedlungen. Die Renamo habe öfter alle curandeiros auf einem Platz versammelt, wo sie die Soldaten behandeln sollten, um ihre Kraft für den Kampf zu mehren und sie zu schützen. Immer wieder wären die Soldaten auch gekommen, um sich weissagen zu lassen, wie der nächste Überfall

verlaufen würde und um den curandeiro um taktischen Rat zu fragen. Hóracio Massaua erklärt, dass er in dieser Zeit vor allem zwei verschiedene Behandlungen durchführte: zum einen gab er den Soldaten Kraft und Macht für einen erfolgreichen Kampf, zum anderen heilte er Personen, die unter den Kriegsgeschehnissen litten. Viele wären mit Kopfschmerzen zu ihm geschickt worden, andere wären unter Drogen gesetzt worden. Um welche Drogen es sich gehandelt hat, lässt er offen, doch hört man in Mosambik immer wieder, die Kämpfer seien mit Hilfe von Drogen enthemmt worden.

Manoel Armando wurde bei dem Überfall auf Namahia von der Renamo gefangen genommen, erhielt eine kurze militärische Ausbildung, um fast zwölf Jahre als Soldat für die Renamo zu kämpfen. Er wurde von Hóracio Massaua mit Medikamenten gewaschen, die ihn vor den Angriffen der Frelimo schützen sollten und ihm halfen, den Krieg unversehrt zu überstehen. Auch ein anderer langjähriger, ehemaliger Renamo-Soldat, António João, bat einen curandeiro um Schutz, dennoch wurde er von einer Kugel getroffen und musste in einem Krankenhaus behandelt werden, bevor er erneut in den Kampf ziehen konnte. Beide erzählen, dass sie bei ihrer Rückkehr nach dem Kriegsende Hóracio Massaua um eine Behandlung baten. „Ich musste meinen Körper reinigen lassen, um aus mir wieder eine zivile Person zu machen. Denn während des Kriegs war ich quasi täglich auf dem Friedhof. Jeden Tag erwartete ich meinen Tod“, erinnert sich Manoel Armando. Bis heute hält er sich vom Alkohol fern, denn er will nicht, dass im Schlaf die Erinnerungen zurückkehren. Er will sich voll und ganz einem friedlichen Leben widmen und dafür sorgen, dass seine Kinder etwas zu essen haben. António João wurde nach dem Krieg ebenfalls von dem curandeiro Massaua gewaschen. Selbst wenn er betrunken sei, kehren die Erinnerungen nicht zurück, denn „ich rufe mir nie in Erinnerung, was ich damals im Wald getan habe. Ich wurde gereinigt und habe nun wieder ein gutes Herz, mit dem ich Kinder haben und ein normales Leben führen kann.“

Während des Bürgerkriegs behandelte Massaua auch Neuankömmlinge, die aus anderen Regionen in die Ansiedlungen verschleppt worden waren. Immer wieder betonen die in Namahia Versammelten, dass die Renamo im Gegensatz zur Frelimo ihre traditionelle Kultur sowie den traditionellen Dorfvorsteher respektiert habe. Sie konnten so auch während des Krieges weiter ihre Initiationsrituale sowie die Zeremonien zur Ehrung der Ahnen durchführen, wofür sie auch die Grabstätten der Vorfahren besuchen durften, um diese rituell zu reinigen. Doch auch Anhänger der christlichen oder muslimischen Religion wurden respektiert, erinnert sich Rosa Mawano, die in ihrer Heimatregion Nacarua von Renamo-Soldaten gefangen genommen worden war: „Sie sorgten dafür, dass jeder mit Menschen zusammen gebracht wurde, die denselben Glauben hatten. So konnte jeder seinen Glauben weiter

praktizieren. Selbst darauf, dass die Muslime kein Schweinefleisch zu essen bekamen, achteten sie.“

Da in der Region um den Renamo-Stützpunkt Nacaroa bereits viele Menschen angesiedelt worden waren, wurde Mawano auf den Stützpunkt nahe Muecate verlegt. Auch Maria Fatima wurde weit entfernt von Muecate, an der Grenze zur nördlichen Nachbarprovinz Cabo Delgado, gefangen genommen. Sie lebte zunächst bei einem curandeiro in einer der Ansiedlungen um Muecate, bis eines Tages ein Renamo-Soldat kam, um sie auf den Militärstützpunkt zu verschleppen und zu heiraten. Er misshandelte sie, und dennoch hatte sie keine andere Wahl, als bei ihm zu bleiben. Selbst als der Krieg vorbei war, wollte er sie nicht hergeben, bis der curandeiro bei der Bezirksvertretung in Meceburi offizielle Wege zu ihrer Freilassung einleitete. Nach ihrer Freilassung lernte sie den Dorfvorsteher von Namahia, Martino Macaca Massaua, kennen, den sie heiratete. Maria Fatima und Rosa Mawano fühlten sich wohl in Namahia und beschlossen zu bleiben. Der Frage, wie sie heute mit den Erlebnissen auf dem Renamo-Stützpunkt klar kommen, weicht Maria Fatima berührt aus. Im Laufe des Gesprächs erzählt sie schüchtern, dass sie nie wieder schwanger geworden sei. Mit dem Renamo-Soldaten hätte sie ein Kind gehabt, das jedoch bald gestorben sei. Seitdem ist sie nicht wieder schwanger geworden. Bis heute sucht Maria Fatima Hilfe bei den traditionellen Medizinerinnen, „damit ich das Vergangene vergessen und wieder schwanger werden kann“, erzählt sie leise und blickt traurig vor sich auf den Boden.

10. Welche Erinnerungen an den Bürgerkrieg bleiben?

Die vielen Gespräche mit Menschen in sehr unterschiedlichen Regionen Mosambiks hinterließen bei mir vor allem einen Eindruck: Die Mosambikaner scheinen zwar die Kriegsgeschehnisse und die politischen Zusammenhänge (aktiv) beiseite schieben zu können, der Einzelne jedoch nicht sein persönliches Schicksal, das er im Krieg erlitten und das sein Leben verändert hat. Oft wendeten die Kriegserlebnisse das Leben von Einzelpersonen auf tragische Weise, was Auswirkungen bis in die Gegenwart haben kann. Die Menschen mussten mit diesen Schicksalsschlägen selbst umgehen lernen; sie fanden höchstens Unterstützung in der Dorfgemeinschaft, wo auch andere ähnliche Schicksale ereilt hatten und denen ebenfalls an einem friedlichen Zusammenleben gelegen war. So entwickelte man auf Dorfebene – mit Hilfe von traditionellen Medizinerinnen und Kirchen – eigene Wege, mit der Vergangenheit abzuschließen und einen friedlichen Neuanfang zu begehen. Alle Gemeinschaften, mit denen ich

gesprochen habe, scheinen übereingekommen zu sein, die Geschehnisse der Vergangenheit möglichst ruhen zu lassen, um das zivile Leben in der Gegenwart und für die Zukunft nicht zu gefährden, denn alle sind froh, dass der Krieg vorbei ist. Entsprechend ungern reden die Mosambikaner über den Bürgerkrieg und kurz – fast formelhaft – fallen die Erzählungen über diese Zeit aus: Meist wird versucht, dem Leid Ausdruck zu verleihen, indem darauf hingewiesen wird, dass sogar Frauen und Kinder geraubt wurden, doch erschöpfen sich die Schilderungen schnell. Das Gespräch wird oft schnell zu beenden versucht mit dem Hinweis, das Kriegsgeschehen habe keinerlei Auswirkungen mehr auf das Leben im Hier und Jetzt. Angesichts der vielen aktuellen Probleme, mit denen die Mosambikaner tagtäglich konfrontiert sind, kann man den Wunsch verstehen, das Vergangene hinter sich lassen zu wollen. Bemerkungen wie „und dann sind wir gewaschen worden und konnten ein neues Leben beginnen“, klingen in diesem anderen Umfeld plötzlich gar nicht mehr so lapidar wie es aus westlicher Perspektive scheint. Bei genauerer Betrachtung kann man sogar Parallelen zum ritualisierten Vergeben der Sünden durch die katholische Kirche sehen, das von vielen auch in Deutschland praktiziert wird. Dies erklärt auch, warum die katholische Kirche nach dem Bürgerkrieg in Mosambik zahlreiche Anhänger fand und neben traditionellen Institutionen eine zentrale Rolle beim Wiederaufbau der zivilen Gesellschaft spielte.

Auf staatlicher Ebene kümmerte man sich angesichts der materiellen Not nach dem Kriegsende zunächst in Zusammenarbeit mit internationalen Hilfsorganisationen um humanitäre Soforthilfe. Der langwierige Wiederaufbau der Infrastruktur des riesigen Landes ist bis heute nicht abgeschlossen und neue Probleme – wie Naturkatastrophen und Aids – sind hinzugekommen. Über die Beschäftigung mit aktuellen Problemen versucht die mosambikanische Regierung die Vergangenheit in Vergessenheit geraten zu lassen, denn sowohl die Regierung als auch die Opposition scheuen den Blick zurück. Momentan zumindest sind beide Lager kriegsmüde und keinem ist an einem neuen Krieg gelegen. Dennoch ist fraglich, wie sich demokratische Strukturen in einem Land festigen sollen, dass sich nicht mit der eigenen Vergangenheit auseinandersetzt und eine offene Meinungsäußerung hierzu weitestgehend unterbindet. Je nach Sachlage wird diese immer mal wieder von mosambikanischen Politikern der verschiedenen Lager sowie generell von einigen Wissenschaftlern und Journalisten eingefordert. Auf politischer Ebene birgt die ungeklärte, teilweise verklärte Vergangenheit des Landes potentiellen Zündstoff für neue Konflikte.

11. Ausklang

In ganz Mosambik hört man den meist etwas blechernen Klang von Radios. Für viele ist es die einzige Informationsquelle, denn für die meisten Mosambikaner ist ein Fernseher unerschwinglich. Überall im Norden Mosambiks sieht man ältere Männer, die gemächlich auf ihren Fahrrädern über die staubige Straße fahren; um den Hals hängt das obligatorische Transistorradio, das neben dem Fahrrad wichtiges Statussymbol ist. Auch in anderen, skurrilen Situationen wird die Allgegenwart des Radios deutlich: In Nampula läuft ein Mann hektisch über die Straße, ein kleines quäkendes Transistorradio ans Ohr gepresst. In der Hand hält er geschäftig drein blickend einen Reiseprospekt und imitiert laut ein wichtiges Geschäftstelefonat. In der Stadt, wo das mobile Telefon längst das Statussymbol Radio abgelöst hat, beschreitet manch einer ausgefallene Wege, um sich wenigstens dem Schein des modernen Lebensstils hinzugeben. Während meines Praktikums bei Rádio Nacional Moçambique lernte ich mosambikanische Radiostationen in der Stadt und auf dem Land auch von innen kennen und bekam einen Einblick in den etwas anderen Sendealltag und die wirklich beeindruckende Improvisationskunst der mosambikanischen Kollegen. Sie alle halfen mir mit wertvollen Kontakten und Tipps, mich auf meine Reise vorzubereiten. Und auch während der Reise waren sie meine ständigen Begleiter: Wo ich auch war, selbst in den entlegensten Regionen dieses riesigen Landes, schallten immer wieder mir bekannte Stimmen aus Lautsprechern, die Sendungen von Rádio Nacional Moçambique moderierten. Sowohl das Radio als auch mein Beruf sind mir auf dieser Recherchereise noch ein Stück stärker ans Herz gewachsen.

Mein Dank geht an unzählige Mosambikaner, die mir in Gesprächen, Interviews oder auch durch ihr bloßes Verhalten einen Einblick in ihr Leben (und ihre Vergangenheit) ermöglicht haben. Der Heinz-Kühn-Stiftung möchte ich danken, dass sie jungen JournalistInnen derartige Erfahrungen ermöglicht und damit die Berichterstattung über „Dritte-Welt“-Länder bereichert. Ein herzliches „Obrigada!“ an Ute Maria Kilian, die mit großem Engagement und mit viel Geduld die Realisierung meiner Recherchereise begleitete.